This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PQ
2254
Z5W5

UC-NRLF
$B 153 520

PAUL WIEGLER
ANATOLE FRANCE

EINE EINFÜHRUNG

1 9 2 0
MUSARION VERLAG MÜNCHEN

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

GIFT OF

Prof. Edward V. Brewer

Paul Wiegler / Anatole France

Erstes bis drittes Tausend

Anatole France

PAUL WIEGLER

ANATOLE FRANCE

1 9 2 0

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

Alle Rechte vorbehalten

Copyright by Musarion Verlag
München 1920

GIFT

FQ 2254
Z5 W5

Die Katastrophe des europäischen Geistes ist vorüber, und wiederhergestellt werden darf, was zerstört war. Nun ist auch Anatole France (seit seiner Kundgebung zum Prozeß gegen den Mörder von Jaurès) derselbe wie ehemals. Als ein Siebzigjähriger hat er den Krieg durchleben müssen. Er war zu erbittert, um nach dem Beispiel Romain Rollands für die kommenden Zeiten sich einzusetzen. Er schrieb, ganz untertan dem Gedanken an die deutsche Invasion, »Sur la Voie glorieuse« und »Ce que disent nos morts«, die Verherrlichung der Gefallenen mit der Schlußzeile: »Diese Betrachtungen erwecken unsere Toten in einem Franzosen, den die Loslösung von irdischer Eitelkeit und sein vorgeschrittenes Alter sich ihnen nahe fühlen lassen.« Nichts, das Literatur wäre, hat er verfaßt, nichts als eine Nachahmung des Herodot, das Zwiegespräch des Xerxes, des Barbarenkönigs, und des Griechen Demaratus. Aber doch: »Le Petit Pierre«, die neue Geschichte seiner Kindheit, deren Buch 1919 erschienen ist, die er begann, als die Heere an der Marne kämpften, und die vielleicht der letzte Roman dieses Humanisten und Neo-Klassikers sein wird. Das letzte poetische Werk dieses (nach allem) guten Europäers, der den Typ seiner Nation so rein vertreten hat, wie er sich selten offenbarte. Dieses gelehrten Skeptikers, in dessen Gelehrsamkeit zugleich die Lyrik Racines war, der Zauber der griechischen Eklogendichter.

»Die Nachtigall,« so preist er in der »Révolte des Anges« die Flötenmelodie des Nektarios, des Gärtners, der mit Dionysos als Satyr durch die Wiesen von Hellas stampfte, »die Nachtigall und die Musen sangen aus seinem Lied, Natur und Menschheit, Liebe und Furcht waren darin, Zank und triumphierendes Gelächter, die Klarheit der Erkenntnis und das Pfeilgeprassel des Witzes, der als goldener Regen die Ungeheuer der Dummheit und des Hasses trifft. Die Flöte sang von Wonne und Schmerz, die über die Erde ihr Zwillingshaupt niederbeugen, und von dem Begehren, das Welten erschafft.« War er Nektarios? Es ist jetzt möglich, das definitive Bildnis von Anatole France zu zeichnen.

Mehrfach schon hat er vor dem »Petit Pierre« sich seiner frühesten Jugend zugewandt. In seinem vierzigsten Jahr, als er den Eingangsvers der »Göttlichen Komödie« zitierte: »Nel mezzo del cammin di nostra vita« und »Le livre de mon ami« schrieb. Dann, vierzehn Jahre nachher, im »Pierre Nozière«. Und auch manchmal sonst hat er, indes er hier und dort den Gestalten der Wirklichkeit unwirkliche Gestalten beigesellte, den Schatten ferner Tage sich überantwortet. Er liebte es, sich in dem Hause am Quai Malaquais in Paris zu sehen, in dem er, Anatole-François Thibault, als Sohn des Buchhändlers Noël Thibault 1844 geboren wurde. Des Buchhändlers; der Vater des kleinen Nozière ist Arzt und wird, als er an

einer Gründung zum Betrieb einer Mineralquelle teilnimmt, von Manichäern ausgebeutet, doch er hat, wie Papa Thibault, das Wesen eines Optimisten und Melancholikers. Am Quai Voltaire lag die »boutique« des Antiquars, der in der Garde Karls des Zehnten gedient hatte und unter dem Namen France zuweilen bibliophile Studien veröffentlichte. Die Stuben am Quai Malaquais waren vollgepfropft mit Waffen, Pirogen, Alligatoren und Vögeln, die aus toten Glasaugen blickten. Eine Blumentapete zierte den Salon; und der Knabe entsann sich deutlich, wie seine Mutter mit ihrer Stricknadel über einer der papiernen Rosenknospen ein Kreuz machte und zu ihm sagte: »Die Rose schenke ich dir.« »Sie war eine wirtschaftliche Frau,« heißt es von ihr im »Pierre Nozière«, »die in Haushaltssorgen aufging. Ihre Phantasie beseelte ihren einfachen Hausrat und lieh ihm Farbe. Sie hatte die Fähigkeit, den Ofen und den Kochtopf leben und sprechen zu lassen, Messer und Gabel, Staubwisch und Bügeleisen; sie war in ihrem Innern eine naive Fabelerzählerin.« Der kleine Anatole schlief in einem Kinderbett, das ein hölzernes Gitter umfriedete. Im Halbschlummer träumte er von merkwürdigen Geschöpfen mit Storchschnäbeln, struppigen Bärten und Hahnenfüßen. Es waren die grotesken Figuren von Callot, die nebenan vor dem Papierladen der alten Mignot die zerbröckelnde Mauer bedeckten. Über den düsteren

Hof krabbelte man, die gewundene Treppe mit dem Eisengeländer hinauf, zur Wohnung der beiden alleinstehenden Damen, deren weiches Sofa bald ein Kahn sein mußte, bald ein Pferd oder eine Kutsche. Und in der Mansarde hauste der Brillenhändler Herr Hamoche, dessen Zylinder schwarz und hoch war wie ein Schornstein, und der dann, weil niemand seine Brillen kaufte, den Verstand verlor. Er stürzte sich in die Tiefe des Hofschachts.

Auf seinen ersten Forschungsreisen hing Anatole Thibault am Rock der Nanette, der Kinderfrau, die mit ihren gebrechlichen Beinen nur langsam vorwärts kam und oft zu ruhen pflegte. Oh, wie schön waren diese Stationen, und welche Wunder gab es allenthalb! An der Ecke der Rue des Petits-Augustins, der heutigen Rue Bonaparte, kauerte in der Wagenremise das borstige Wildschwein, oder mitten auf der Place Saint-Sulpice, über dem Brunnen, saßen die vier ungeheuren Männer, die, wie man nachher erfuhr, Bossuet, Fénelon, Fléchier und Massillon genannt wurden. Am lustigsten jedoch waren die Seine-Quais mit ihren Bänken und Bäumen. Die schwimmende Badeanstalt da unten war sicher die Arche Noah aus der Bibel mit den alten braunen, holländischen Kupferstichen, und jenseits der Brücke von Austerlitz fingen die Landschaften von Palästina an, denn der Hügel dort war ähnlich den Hügeln von Bethsabe.

Als man gescheit wurde, hörte man andere Namen vergangenheitsstolzer Baulichkeiten, und man hatte unbestimmte Ahnungen von etwas Grandiosem. »Es ist mir nicht denkbar,« sagt France irgendwo, »daß jemand ganz gewöhnlichen Geistes sein kann, wenn er an den Quais von Paris aufgewachsen ist, gegenüber dem Louvre und den Tuilerien, nahe dem Palais Mazarin, vor der ruhmvollen Seine, die zwischen den Türmen, Türmchen und Spitzen des alten Paris dahinströmt.« Man trug jetzt den Ranzen des fleißigen Gymnasiasten. Man hatte erste Erfahrungen hinter sich. Man wußte, daß die Vitae Sanctorum eine sehr moralische Lektüre sind, daß es aber für einen kleinen Jungen sich nicht ziemt, wie Sankt Nikolaus von Patras seine Heller zu verstreuen, wie Sankt Labrus sein Gewand zu besudeln oder wie die Eremiten im Palmenschurz sich einen Standort auf dem Felsengeklüft des Zoologischen Gartens zu wünschen. Man hatte weinend das blaue, vom Schneider Rabiou verpfuschte Jakett angezogen, in dem man einem Zuckerhut glich, und grausamen Hohn der, wie alle Kinder, mitleidlosen Klassengefährten erduldet. Aber man hegte, so linkisch man im Collège Stanislas und auf den Straßen umherlief, doch seine heimlichen Freuden. Die Straße von Paris war des Schülers beste Lehrmeisterin. »Nichts kann«, so sagt er im »Livre de mon ami«, »wie die Straße einem Kinde den gesellschaftlichen Mechanismus er-

klären. Es muß in der Morgenstunde die Milchfrauen gesehen haben, die Wasserträger, die Kohlenschlepper; den Laden des Grünkramhändlers muß es erforscht haben, des Metzgers, des Weinwirts; Regimenter müssen an ihm vorbeimarschiert sein, das Musikkorps voran; es muß die Luft der Straße in sich eingesogen haben, um zu fühlen, daß das Gesetz der Arbeit göttlich ist, und daß jeder in dieser Welt das Seine zu tun hat. Ich habe von diesen Gängen morgens und abends, von Hause zur Schule und von der Schule nach Haus, eine zärtliche Neugier für die Handwerke und alle, die mit der Hand schaffen, mir bewahrt.« Dazu gestattete einem der Waffenhändler am Quai Voltaire, zwischen Schwertern, Partisanen und Helmen zu stöbern. Und dann, erste Ausschweifungen des Intellekts, die vielen, vielen Buchverkäufer die Seine entlang mit ihren eingestaubten, unter dem offenen Himmel dargebotenen Schätzen. Von Herzen hat France diesen bescheidenen »bouquinistes«, diesen ärmlichen Trödlern des Ideals, gedankt. Einer von ihnen war Herr Debas, der stoisch es geschehen ließ, daß sein Kasten in den Naturzustand zurückfiel; Laubblätter glitten zwischen die Blätter seiner Broschüren, und die Spatzen taten ihnen, was sie dem Greis Tobias taten.

Den ersten Unterricht in der Altertumswissenschaft gab dem Zehnjährigen ein bebrillter, freundlicher Sonderling, der Vater Le Beau, dessen dumpfe Zimmer ein

Speicher von Raritäten waren, und der, ohne zu ermüden, diese katalogisierte. Die erste Buchidee, die durch den Kopf des Knaben ging, war, mit seinem Mitschüler Fontanet in fünfzig Bänden die Geschichte Frankreichs zu erzählen. Doch der werdende Historiker stockte schon bald, da er vor der Schwierigkeit, den riesenhaften König Teutoboch einzuführen, verzagte. Die Griechen und die Römer beherrschten seine Phantasie. Der Heroismus des Decius Mus ergriff ihn trotz der sonderbaren Liviusstunden des Professors, des ehemaligen Mönches Chotard; denn auch er, wie Ernest Renan, hatte priesterliche Pädagogen. Niemals hat er vergessen können, daß er eines Abends gegen die Laterne des Kastanienbraters stolperte, erfüllt von den leidenschaftlich-hoheitsvollen Klagen der Jungfrau Antigone. Sein erstes Manuskript brachte er (oder bringt Pierre Nozière, der sein schützendes Pseudonym ist) siebzehnjährig in der Provinzstadt Corbeil, wo er bei seiner Tante sich von den Mühen des Bakkalaureats erholen sollte, dem Zeitungsdrucker Planchonnet. Es war eine Novelle über eine byzantinische Prinzessin, »Clémence Isaure«. Die Tante war empört und befahl ihm, das angenommene Manuskript zurückzufordern. Er berauschte sich an Planchonnets Tisch mit Wein und schwärmte für die empfindsame Frau Planchonnet. Sie war seine zweite Liebe. Die erste war die schöne Frau Alice Gance gewesen, die bei seiner Mutter

Chopin spielte, und die er in seiner heillosen Verwirrung ansprach: »Oui, Monsieur.«

Die geistige und körperliche Krise, die auch er dann gleich allen jungen Leuten durchzumachen hatte, schildert er in den »Désirs de Jean Servien«, die wieder nur zur Hälfte ein Roman sind. Er selbst ist Jean Servien, der »pion«, der Unterlehrer, der sich niederläßt an den »Tafeln des Wissens und des Schönen« und deshalb die dürftigere Wirklichkeit »eng und traurig« finden muß. Er studierte die philosophischen Theorien von Spencer, Taine und Darwin. Er wurde Materialist im Sinne des französischen achtzehnten, Evolutionist in dem des neunzehnten Jahrhunderts. Aber er überwand diese Hoffart der Vernunft, die ihn betrog, wie wenn er als Sechsjähriger auf dem Boden des Luxembourg-Parks umsonst die Längen- und Breitengrade seines Atlas gesucht hatte. Wenn er das Museum durcheilte, alle Verwandlungen des Organischen vom Mollusken bis zum Menschen betrachtend, kam er zuletzt in einen Saal, in dessen Mitte eine Statue der Venus war; der junge Thibault huldigte dem Symbol der Antike, sie blieb ihm das Höchste. Damals, um 1864, waren in der Lyrik die »Parnassiens« hervorgetreten, die auf die untadlige Form schworen. France spazierte mit den Adepten der Gruppe, in der am selbstbewußtesten Paul Bourget war, im Luxembourg-Park umher, da, wo weiß die Velleda aufragt. Er ging zu

den Sitzungen im Passage Choiseul, wurde Verlagslektor bei Lemerre, er schrieb Artikel und Gedichte. Von 1873 datieren seine gesammelten Verse »Les poèmes dorés«. 1876, nachdem er Beamter der Senatsbibliothek gewesen war, erschien sein dramatisches Epos »Les Noces Corinthiennes«, sein Gedicht von der Braut von Korinth, schon das Werk eines reifen Talentes. Renans Schüler ist er hier, Renans Grazie und sein mildes, andächtig-sophistisches Heidentum kehren im Vorwort wieder: »Ich rühre in diesem Buch an große und zarte Dinge, an die Dinge der Religion. Ich habe den Traum der gläubigen Zeitalter erstehen lassen; ich habe die Illusion des lebendigen Glaubens in mir hervorgerufen. Allzusehr hätte ich des Gefühls für Harmonie ermangelt, hätte ich von dem, was fromm ist, unfromm gesprochen. Ich hege für die heiligen Dinge eine aufrichtige Ehrfurcht. Ich weiß, daß keine Sicherheit außerhalb der Wissenschaft ist. Aber ich weiß auch, daß die wissenschaftlichen Wahrheiten nur durch die Methoden, die zu ihnen leiten, Wert haben, und daß diese Methoden den Massen unzugänglich sind. Es ist ein sehr unwissenschaftlicher Gedanke, die Wissenschaft könne eines Tages die Religion ersetzen. Solange der Mensch Frauenmilch trinken wird, wird er im Tempel geweiht und in irgendein göttliches Mysterium aufgenommen werden. Er wird träumen. Und was liegt daran, ob der Traum lügt, wenn er nur schön

ist? Ist es nicht das Schicksal der Menschen, in eine ewige Illusion versenkt zu sein? Und ist diese Illusion nicht die eigentliche Bedingung des Lebens?« 1881 schrieb er den Roman »Le Crime de Sylvestre Bonnard, Membre de l'Institut«, der der ganze Anatole France ist. Hinfort wird nur die Verkleidung seiner Individualität noch wechseln.

Er ist keiner der fruchtbaren Schöpfer, sondern, auch darin ein Franzose, eher sparsam als verschwenderisch. Die vier Bände seiner »Vie Littéraire« sind die Sammlungen der kritischen Studien, die er von 1886 bis 1891 für den »Temps« geliefert hat. Es waren die Jahre des Naturalismus; er verharrte abseits. »Schon damals«, äußert er über seine Jugend im »Livre de mon ami«, »hatte ich Geschmack an schönem Latein und schönem Französisch, und Rat und Muster meiner glücklichsten Zeitgenossen konnten mich darin nicht beirren. Ich habe das Ziel meines Ehrgeizes in einem Hang gesehen, der vielleicht eine Torheit war. Eigensinnig halte ich mich an die klassische Literatur, und man darf mich deswegen einen Mandarin und einen Aristokraten schelten.« Nicht der stürmischen Romantik Victor Hugos folgte er, aber noch weniger dem Realismus Zolas. La Fontaine und Musset lobte er, die Dichter der Helligkeit, die er für seine Person bevorzugte. Und mit Freimut gestand er, daß er ein eigenes kritisches System gar nicht habe. Nur

mäßig interessierte ihn die Technik der Autoren, die er erörterte. Oft schweifte er ab, immer bestrebt, über einem Nebeneinfall den Stoff seines Essays zu vernachlässigen. »Ein guter Kritiker ist der, der inmitten der Meisterwerke die Abenteuer seiner Seele vorträgt«, so bemerkt er einmal, durch seine Gleichgültigkeit herausfordernd und nicht ohne Tändelei mit seinem schlechten Willen. Subjektiv ist er auch in seiner Produktion. Das ist der Grund seiner Unkraft und seines feinsten, verführerischsten Reizes. Er hat keine unmittelbare Phantasie (deren Vorhandensein seine Ästhetik für den Privatgebrauch leugnet), sondern eine, die sich erinnert, die ihre Buntheit hat von der Inspiration des Vergangenen, und die sich meist um sich selbst bewegt. Eine ganze Schar von Doppelgängern, von Charakteren, deren Mienen die seinen erkennen lassen, schreitet durch seine Bücher. Ist er nicht, gealtert und vereinsamt, der Professor Bonnard, der in der Stille seines Arbeitskabinetts die Welt flieht? Er ist Nozière und Servien, der Philosoph Nikias in »Thaïs«, der duldsame, lächelnde Rhetor, er spricht durch den Mund des Abbés Coignard in der »Rôtisserie de la Reine Pédauque«, er ist im »Lys rouge« der kluge Schriftsteller Paul Vence (der Schlüsselroman wird in diesem Namen sichtbar), er ist Herr Bergeret in der »Histoire contemporaine«, der sokratische Theaterarzt Doktor Trublet in der »Historie comique«, der Archäologe

Nicole Langelier »aus der alten Pariser Familie der Buchdrucker und Humanisten Langelier«, der sich in »Sur la pierre blanche« mit Freunden zu Rom trifft; Nicole Langelier hatte er schon sechs Jahre vorher sich in einer Festschrift zum fünfhundertsten Geburtstag des Deutschen Johann Gutenberg genannt, und ein Holzschnitt zeigte den schmalen, spitzbärtigen Kopf von Anatole France, unter dem Barett, im Hausrock und mit dem Gänsekiel eines Polyhistors in der Lutetia von 1546. Er ist endlich in dem Revolutionsroman »Les Dieux ont soif« Brotteaux des Ilettes, der unter die Guillotine muß.

Er hat seinen Stil, den man sofort errät; und doch ist dieser zusammengefügt aus einer Vielzahl von Stilen anderer. Von der prunkenden Schwere des Leconte de Lisle, von den Strophen der Parnassiens war der Dichter der »Noces Corinthiennes« beeinflußt. In seiner Prosa sind Voltaire, Rabelais, Montaigne, Sterne, Swift, Dickens. Aber auch Homer, Virgil, Theokrit klingen in den Tönen seines Instruments nach. Flaubert ist in der »Thaïs«, in der »Histoire contemporaine« Zola, der abgelehnte Zola. Die Werke von Anatole France sind wie die Bibliothek seines Professors Bonnard eine »Bücherstadt«. Und stets, wenn er nachahmen will, ist er ein vollkommener Nachahmer. Er hat die delikaten Fälschungen des »pastiche«, die Virtuosität, der Art eines jeden Stils zu lauschen, bis zum Selbstzweck gesteigert. Alle Sorg-

falt liegt in seiner Kunst des Worts; und doch ist sie bestrickend durch ihre einfache Anmut. Er hat keine Normen des Erzählens. Manches ist nur eine Kette von Doktrinen, von ungeordneten Bruchstücken wie der »Jardin d'Epicure«. Oft wiederholt, oft plagiiert er sich, und es gibt Motive, die er dreimal bis viermal benutzt hat.

Der Philosoph France ist auch späterhin verwandt mit Renan, den er als Firmin Piédagnel in »L'Orme du Mail« porträtiert. Er hat gelitten unter der Trauer des Geistes wie in der »Humaine tragédie« der Mönch Fra Giovanni, der vom Satan versucht wird. »Ich will ihnen«, sagt hier der Böse, »den Gedanken wie ein Schwert ins Fleisch bohren. Und wenn sie die Wahrheit wissen, werden sie unselig sein. Denn nur in der Täuschung ist Freude und Friede nur im Nichtwissen.« Aber dann schreit Fra Giovanni zu Satan: »Durch dich leide ich, und ich liebe dich. Ich liebe dich, weil du mein Elend und mein Stolz bist, meine Freude und mein Schmerz, der Glanz und die Grausamkeit der Dinge, weil du das Verlangen und der Gedanke bist, und weil du mich dir ähnlich gemacht hast.« Der Zweifel, der den Pessimismus des Intellekts aufhebt, ist für Anatole France das Positive, das Philosophische. Der Zweifel, obschon er »unsittlich« ist, »übersinnlich, ungeheuerlich, voll Bosheit, Personen und Sachen schädlich, der Staatspolizei

und der Wohlfahrt der Reiche zuwider, ein Verhängnis für die Menschheit.« Was ist Wahrheit? Das Wort des Pontius Pilatus, das achtzehn Jahrhunderte sein Gedächtnis verdüsterte, das alte Schiboleth der Skepsis, wird erneuert. Die Systeme der Metaphysik sind für Nikias, den alexandrinischen Hellenen, »bloße Märchen, erfunden, um die ewig kindlichen Menschen damit zu unterhalten. Man darf sich daran belustigen wie an den Märchen vom Esel, vom Bötticher, von der Matrone von Ephesus oder jeder anderen milesischen Geschichte.« Niemand weiß, wohin die Straße der Menschheit geht; die skeptische Ironie wählt den Pfad, dessen Ränder blühen. »Ich habe«, so legt France in einer der Vorreden der »Vie littéraire« dar, »alle nach dem Weg gefragt, die, Priester, Gelehrte, Hexenmeister oder Philosophen, sich auf die Geographie des Unbekannten verstehen. Keiner konnte ihn mir genau angeben, den rechten Weg. Darum ziehe ich die Straße vor, deren Ulmen dichter zu einem heiterer lachenden Himmel emporsteigen.« Der Denker Anatole France ist ein Zuschauer des Lebens, ein Beobachter im Dahinschlendern. Und wenn er auch nicht ohne blasphemische Geschwätzigkeit ist, scheint ihm die Pflicht des Weisen die Toleranz.

Er ist ein Feind des Christentums gewesen und dennoch ein Hagiograph oder zum mindesten ein profaner Gaukler der Madonna. Oft war er, der Zögling des Col-

lège Stanislas, sehr freundlich gegen die Kleriker. Er schätzte sie wegen ihrer Einfalt und schon deshalb, weil auch unter ihnen Stammgäste der »bouquinistes« an den Quais waren. So der Kanonikus, der bei Notre Dame wohnte: »Mit siebzig Jahren hatte er die Seele und die Backen eines kleinen Kindes. Niemals saß eine goldene Brille auf einer schlichteren Nase, um Augen, die harmloser gewesen wären, zu erhellen.« »Ich war konservativen Geistes,« sagt France im »Livre de mon ami«, »und ein wenig bin ich es immer noch. Aller Philosophie ungeachtet, habe ich für schattende Bäume und für Dorfpfarrer eine Schwäche.« Sogar die Klerikertypen in der »Histoire contemporaine«, obschon aggressive Laune bei ihnen mitgewirkt hat, sind nicht etwa Verzerrungen des Hasses. Der Sensualist, der die »Noces Corinthiennes« dichtete, hat wieder und wieder von der religiösen Legende sich anregen lassen (wenn auch zuweilen mit dem Behagen des »advocatus diaboli«). Da sind fortdauernde Eindrücke aus dem Collège Stanislas, die France in seiner Jugend gehabt hat wie sein Jean Servien beim Hochamt, wenn die Mütter und die Schwestern der Mitschüler zugegen waren: »Der Gesang, der Weihrauch, die Blumen, die frommen Bilder, alles, was verwirrt und beten macht, erweichte seine Seele und lieferte sie zitternd diesen Patrizierinnen aus.« Und ist nicht gerade der Kult der »volupté«, der in den Romanen des

Alters immer brennender emporschlägt, ganz wie bei Renan in seinem Ursprung ein wenig pfäffisch? Aber der konservative Geist wird, nicht plötzlich, sondern nach und nach, ein Voltairianer, ein Propagandist der Irreligion. Zwei Lesarten nur, doch sie sind merkwürdig genug. In der ersten Ausgabe von »Sylvestre Bonnard« führte Madame de Gabry den Professor zu einem Grab, an dem sie niederkniete, und er »nahm, ohne es zu wollen, die schöne Gebärde der Hingabe wahr, mit der diese christliche Frau auf beide Knie sank.« In der Ausgabe von 1903 ist sie keine Christin mehr, sie kniet nicht, sie streut über das Grab duftende Rosen. In den »Opinions de Jérôme Coignard«, 1893, die Haltung der Unentschiedenheit: »Ich teile seine religiösen Glaubensvorstellungen nicht und bin der Ansicht, daß sie ihn irreführten, wie sie so viele Jahrhunderte von Menschen, zu deren Glück oder Unglück, irregeführt haben.« In der »Histoire comique«, 1903, wird das Christentum laut als das Unglück verdammt, als das beklagenswerte Mißverständnis, durch das vor achtzehn Jahrhunderten Menschheit und Natur entzweit worden seien. Die katholische Kirche ist (in »Vers les temps meilleurs«) »die alte Vernichterin jedes Gedankens, jeder Wissenschaft, jeder Freude«; das Christentum ist Lebensleugnung und Häßlichkeit. Mit theologischer Niedertracht hat France schon in der »Rôtisserie de la Reine Pédauque« die Person

Jehovahs, des jüdischen Demiurgen, herabgesetzt. Noch 1897 ist er fast unparteiisch, im »Mannequin d'Osier«, wo Herr Bergeret zwar im kirchlichen Gott den blutdürstigen und rachgierigen Jahwe der Bibel entdeckt, aber nachsichtig fortfährt: »Über diese alte jüdisch-christliche Religion sind so viele Jahrhunderte menschlicher Leidenschaften, irdischen Hasses und irdischer Liebe, so viele barbarische oder raffinierte, strenge oder wollüstige, unbarmherzige oder duldende, gehorsame oder hochmütige Zivilisationen, von Bauern, Hirten, Kriegern, Kaufleuten, industrielle, oligarchische, aristokratische, demokratische dahingegangen, daß alles jetzt eingeebnet ist.« Auch in »Sur la pierre blanche«, 1906, ergeht es Jehovah glimpflich. Wohl sagt Langelier von ihm, damals, als die Juden in das gelobte Land kamen, sei er stumpfsinnig, wild und roh gewesen, »der dümmste und unwissendste aller Götter«. Dann aber habe er sich zu friedlichen Ideen, zu Träumen von Gerechtigkeit bekehrt. So sei er der Gott der Sklaven geworden, der die antike Welt durchdrungen habe. Jedoch in der »Révolte des Anges«, 1913, ist er der verachtete Jaldabaoth. »Er fühlte selbst,« erzählt in der Laube seines Weingartens der Satyr Nektarios, »daß er nicht fähig war, die Herzen freier Menschen und höfliche Geister zu gewinnen, und so wandte er eine List an. Um die Seelen zu betören, ersann er eine Fabel, die, ohne so sinnreich zu sein wie

die Mythen, mit denen wir den Geist unserer antiken Schüler geziert haben, die schwachen Intelligenzen berühren konnte, die es überall in großer Menge gibt. Er tat kund, daß alle Menschen ein Verbrechen gegen ihn begangen hätten, ein Erbverbrechen, und daß sie dafür bestraft werden würden in ihrem jetzigen und in ihrem künftigen Leben (denn die Sterblichen bilden sich in ihrem Wahnwitz ein, daß ihre Existenz in der Unterwelt sich verlängere); und der tückische Jahwe ließ wissen, er habe seinen eigenen Sohn auf die Erde gesandt, um mit seinem Blut die Schuld der Menschen zu sühnen. Es ist nicht glaubhaft, daß Strafe Schuld sühnt, und noch weniger glaubhaft, daß der Schuldlose für den Schuldigen zahlen kann. Die Leiden eines Schuldlosen sind kein Ausgleich und fügen nur Unheil zu Unheil. Dennoch fanden sich vom Schicksal geschlagene Wesen, die Jahwe und seinen entsühnenden Sohn anbeteten und ihre Mysterien als eine gute Botschaft verbreiteten. Wir mußten uns auf diesen Irrsinn gefaßt machen.« Und zum Ende wird Jaldabaoth in die Schluchten der Gehenna, der Hölle, seiner Hölle, hinabgestoßen.

So schwankt auch der Politiker France zwischen dem Spott des aufgeklärten Bürgers und dem drohenden »Ecrasez l'infâme«. Er ist an sich kein militanter, sondern ein dissidierender Voltaire; doch gar nichts hat er zu schaffen mit Rousseau, den er für einen Eiferer hält, weil er den

»Fanatismus der Tugend« lehre. Schon 1887 wirft er ihm vor, daß die »falschesten und verhängnisvollsten Ideen«, die je ein Mensch über Natur und Gesellschaft hatte, ihn zum Vater hätten; »Terroristen und Menschenwürger« habe er durch seinen »Emile« erzeugt. Das wird dann in »Les Dieux ont soif« zu der großen Abrechnung mit dem Jakobinismus. Der France der neunziger Jahre, der die »Opinions de M. Jérôme Coignard«, den sentenziösen Kommentar zur »Rôtisserie« schreibt, ist in der Politik ein Ketzer und, wenn man so will, ein bürgerlicher Anarchist. »Robespierre«, so sagt er im Vorwort, »war ein Optimist, der an die Tugend glaubte. Staatsmänner von dieser Gemütsart tun so viel Böses wie möglich. Wenn man es unternimmt, die Menschen zu lenken, so darf man nicht aus den Augen verlieren, daß sie boshafte Affen sind. Nur unter dieser Bedingung ist man ein menschlicher und wohlwollender Politiker. Der Wahnsinn der Revolution bestand darin, daß sie die Tugend auf Erden begründen wollte. Wenn man die Menschen gut und weise, frei, maßvoll und hochherzig machen will, so kommt man notwendigerweise dahin, sie alle zu töten. Robespierre glaubte an die Tugend: er führte die Schreckensherrschaft ein. Marat glaubte an die Gerechtigkeit: er forderte zweihunderttausend Köpfe. Von allen Geistern des achtzehnten Jahrhunderts ist der Abbé Coignard vielleicht der, dessen Grundsätze denen

der Revolution am meisten zuwider sind. Er hätte keine Zeile von der Erklärung der Menschenrechte unterschrieben, und zwar wegen der übertriebenen und ungerechten Scheidung, die darin zwischen dem Menschen und dem Gorilla vollzogen wird.« Ketzerisch und immer mit der Vortäuschung, daß es sich um das königliche Frankreich Ludwigs des Fünfzehnten handle, liest Coignard oder France den Staatsministern ihr Kapitel; wie sie regieren, ist einerlei. Die Opposition ist eine schlechte Schule für die Regierenden; das einzige Neue, das bisher oppositionelle Politiker mitbringen, ist, daß ihnen jede Kenntnis fehlt. Nicht einmal der Mississippi-Skandal, will sagen der Panama-Skandal, zwingt zur Heftigkeit; der Fall der Panamisten zeigt nur, daß das Volk sich über Machthaber ärgert, die zu sehr der »gemeinen, durchschnittlichen Redlichkeit« untreu werden. Die Häufigkeit von Diebstählen an öffentlichen Geldern wird dadurch verursacht, daß unter einer Volksregierung von allen Seiten, aus den kleinsten Nestern ehrgeizige Stümper sich zu den ersten Staatsfunktionen drängen; und da es in einer Demokratie schwierig ist, irgend etwas zu verheimlichen, so werden von den Sünden einiger alle betroffen. Zwar läßt sich noch ein großer Mißbrauch des Parlamentarismus, der das Recht zur Gesetzgebung hat, erwarten. Die Mehrzahl der Gesetze wird verderblich sein. Aber es hieße ihnen zu viel Kraft zuschreiben,

wollte man sie als Quellen der öffentlichen Wohlfahrt oder des öffentlichen Elends ansehen. »Ich habe festgestellt,« sagt der im alten Paris mit einem Briten disputierende France, »daß durch die Vorgänge in den Kabinetten die Lebensgestaltung nicht verändert wird, daß die Menschen vor wie nach den Reformen selbstsüchtig, geizig, feig und grausam und abwechselnd stumpf oder wütend sind, und daß die Ziffern der Geburten, Eheschließungen, Ehebrüche und Hinrichtungen sich wenig verändern, worin sich die schöne Ordnung der Gesellschaft erweist. Diese Ordnung ist beständig, mein Herr, und läßt sich durch nichts stören, denn sie beruht auf dem Elend und der Dummheit der Menschen, und diese Grundlagen werden nie erschüttert werden. Durch sie erhält der Gesellschaftsbau eine Festigkeit, die dem Wüten der ärgsten Fürsten und dem ganzen Schwarm unwissender Beamter, die ihnen als Handlanger dienen, Widerstand leistet.« Der stoische Bürger France ruft nicht einmal das »Ecrasez!« über den Militarismus. Als 1885 der Oberst des Jägerregiments in Rouen den naturalistischen Offiziersroman von Abel Hermant, den »Cavalier Miserey«, auf dem Misthaufen des Kasernenhofs hatte verbrennen lassen, billigte Anatole France diese Stalljustiz und äußerte über die Prosa jenes Tagesbefehls: »Es ist kein sehr eleganter Satz, das gebe ich zu; aber hätte ich ihn verfaßt, so wäre ich dessen mehr zufrieden,

als wenn ich die vierhundert Seiten des ‚Cavalier Miserey' geschrieben haben würde. Denn ich bin sicher, daß der Satz unendlich wertvoller für mein Land ist.« Und 1886 stimmte er nach einer Truppenrevue des 14. Juli im »Temps« laut das: »Vive l'Armée!« an. In den »Opinions« von 1893 gelten ihm Armeen und Kriege als ein bedauerliches, doch wegen der menschlichen Natur wohl nie zu beseitigendes Übel. Wir werden die Abschaffung dieser »planvollen Schlächtereien« nicht mehr erleben; doch da die Zukunft ein bequemer Ort für Träume ist, darf der Weise sich dort wie in Utopien Luftschlösser bauen: »Ich möchte annehmen, daß die Völker dereinst friedliche Tugenden üben werden. Gerade das Anwachsen der Rüstungen ist mir eine ferne Verheißung des Weltfriedens. Die Heere werden ihre Zahl und Stärke unablässig erhöhen; ganze Völker werden von ihnen verschlungen werden. Dann wird das Untier an Überfütterung sterben; es wird krepieren an Fettleibigkeit.«

Mit dem Jahr 1895 ist der Bürger France ein anderer; und eben die säbelrasselnden Kameraden des Obersten in Rouen, die den Hauptmann Dreyfus abgeurteilt haben, revolutionieren ihn. Der gemäßigte Stoiker wird zum Mann der Aktion, der Verneiner ist entschlossen zu bejahen. Er ist wieder ein wenig der junge, rationalistische Thibault, der dem Sieg einer kollektiven Wahrheit vertraut. Er schüttelt den Frieden des Kabinetts von sich,

die »glückselige Ataraxie«, in der er gelebt hat. Als einen »Sänger aus der Sixtina« hat ihn, noch 1895, Bernard Lazare charakterisiert und als einen Zaghaften, der sich vor der Intransigenz scheue: »Er fürchtet die allzu klaren Meinungen, und wenn er sie aus Vorsicht nicht angreift, so weiß er sie mit Klugheit zu umgehen.« Jetzt tritt er hinaus auf die Straße und mit den Jaurès und Pressensé in das Gewühl der Volksversammlung. Er ist kein Redner, er bedarf der schriftlichen Notizen. Das einzige Mal, wo er ohne Zettel geredet zu haben behauptet, wird er doch überführt, daß er mit ihnen arbeitete. Bald zieht er sich aus dem Lärm der Prozesse um Dreyfus zurück. Aber es bleibt in ihm ein politischer Radikalismus, der, mitunter gedämpft, bis jetzt nicht völlig von ihm gewichen ist. Er schreibt für die »Bibliothèque Socialiste« die zwei Bände seiner »Opinions Sociales«. Er spricht am 5. Oktober 1902 auf dem Montmartre-Friedhof zu Ehren des toten Zola, ihn bewundernd, wie er ihn einst getadelt hatte, und am 14. September 1903 in Tréguier, Renans bretonischer Heimat, als dort ein Denkmal für den Dichter der »Vie de Jésus« enthüllt wird. Er leitet die Reden von Combes ein, der Soldaten schickte, die Kirchen und Klöster zu sperren. Er politisiert in »Sur la pierre blanche«, an der Mittagstafel des kleinen römischen Restaurants, beim Glase Chianti, vertreten durch seinen Doppelgänger Langelier. Gelassen sagt dieser,

die Zeit des Weltfriedens, der Völkerverbrüderung werde kommen: »Die zunehmende Mannigfaltigkeit der Beziehungen und des Warentausches, die notwendige Solidarität der Geldmärkte aller Hauptstädte und der Handelsmärkte, die sich vergebens bemühen, durch verfehlte Mittel ihre Unabhängigkeit zu wahren, die schnelle Ausdehnung des internationalen Sozialismus, alles dies scheint für bald oder später den Bund der Völker aller Kontinente zu sichern. Wenn auch der imperialistische Geist der großen Staaten und die stolze Ehrsucht der bewaffneten Nationen diese Prophezeiungen heute noch als falsch zu erweisen und diese Hoffnungen zu zerstören scheinen, so sieht man doch, daß der moderne Nationalismus in Wirklichkeit nur ein unklares Streben nach einer immer umfassenderen Vereinigung der Verstandes- und Willenskräfte ist, und daß der Traum von einem größeren England, einem größeren Deutschland, einem größeren Amerika unvermeidlich zu dem Traum von einer größeren Menschheit führt und zu einer Vereinigung der Völker und Rassen, zum Zweck gemeinsamer Ausbeutung der Reichtümer der Erde.« Beim warmen, duftenden Dampf der römischen Suppe setzt Langelier seine politischen Darlegungen fort. Er ergeht sich in Artikeln über den Krieg zwischen Rußland und Japan, über die gelbe Gefahr, über den Boxerkrieg. »Die unbewaffneten Chinesen,« sagt er (und Georg Brandes hat diese

Anekdote schon in einer Versammlung im Riesenraum des Trocadéro von France gehört), »die unbewaffneten Chinesen wehren sich nicht oder nur schlecht; mit angenehmer Leichtigkeit metzelt man sie nieder. Sie sind höflich und zeremoniell. Doch man wirft ihnen vor, wenig Sympathie für die Europäer zu hegen. Wir haben Klagen gegen sie, die sehr denen ähneln, die Herr Du Chaillu gegen seinen Gorilla hatte. Herr Du Chaillu tötete nämlich in einem Wald durch einen Büchsenschuß die Mutter eines Gorilla. Noch im Tode hielt sie ihr Junges in die Arme gepreßt. Er entriß es ihr und schleppte es in einem Käfig mit sich durch Afrika, um es in Europa zu verkaufen. Doch das junge Tier gab ihm gerechten Grund zu Klagen. Es war ungesellig; es weigerte sich hartnäckig zu fressen und starb Hungers. Herr Du Chaillu sagte: ‚Ich war nicht fähig, seinen schlechten Charakter zu bessern.' Wir beklagen uns über die Chinesen mit ebensoviel Recht wie Herr Du Chaillu über seinen Gorilla.« Die Kolonialpolitik ist eine der tausend Formen der von den Nationalökonomen so sehr gerühmten Konkurrenz, der kapitalistische Staat, einbegriffen die junge amerikanische Demokratie, die im Kampf um den Dollar Torpedos und Minen schleudert, ist ein Kriegsstaat wie der Feudalstaat. Der gelassene Nicole Langelier schließt, sich selbst dementierend: »Die Ära der großen Kriege um die industrielle Herrschaft hat be-

gonnen.« Aber Hippolyte Dufresne, ein Liebhaber der Künste, teilt eine Erzählung mit, eine Utopie aus dem Jahre 2270, aus dem Reich des sozialistischen Zukunftsstaats. Letzte Kriege, Kolonialkriege, sind im zwanzigsten Jahrhundert entbrannt; dann hat die Menschheit den Krieg überwunden. Anstatt der stehenden Heere haben die Nationen sozialistische Milizen. Von Kanonen und Gewehren nicht mehr verteidigt, stürzen die Monarchien; alle Völker, bis auf England, das schon eine freiere Staatsverfassung hat, und das imperialistisch-theokratische Rußland wandeln sich in Republiken. Dann erhebt sich das russische Proletariat mit den Intellektuellen gegen das Zarentum, das nach Attentaten und Massakern entthront wird. Die soziale Revolution bricht in ganz Europa aus, nicht in Deutschland zuerst, sondern in dem weniger gut vorbereiteten Frankreich. Lyon, Lille, Marseille, Paris, einen Tag nach Paris Berlin, hissen die rote Fahne. Die Vereinigten Staaten von Europa werden gegründet. Dennoch folgt ein halbes Jahrhundert sozialer und wirtschaftlicher Unruhen; bis die Diktatur eines Komitees von vierzehn Arbeitern eine neue Ära schafft. Ein zweiter Zukunftsstaat, ein Staat der Trusts, geht hervor aus den Zivilisationswirren der »Ile des Pingouins«. Doch nun ist der Sozialist France wie früher der Historie gegenüber Pessimist. Die Entwicklungslinie der Menschheit wird zu einer in sich selbst zurücklaufenden Spirale. Auch dieser Staat des

xten Jahrhunderts wird durch organisierte Attentate in Schutt und Trümmer gesprengt werden. Wiederum werden die Menschen dann bauen und bauen, ins Endlose fort. Und plötzlich sehen wir, daß auch in der Utopie von Hippolyte Dufresne der Zweifel, die Ironie nicht geschwiegen hatte. Dieses sozialistische Paradies, in dem alle dieselbe Tracht haben, in dem die Frauen Hermaphroditen sind, dieses Paradies aus der chemischen Retorte, ist es nicht sehr langweilig? Aber Chéron, die kühle Elektrotechnikerin, kann doch in der opalfarbenen Nacht so kokett, so evahaft werden wie irgendeine Sterbliche unserer Zeit; und da spüren wir es wieder, das Francesche Lächeln.

Viele Titel hat, von den »Noces Corinthiennes« ab, die Reihe seiner Werke. Soll man nicht den Anfang mit diesem hellenischen Gedicht machen, das schon Züge des Romans hat? Daphne heißt sie, die Jungfrau von Korinth, die Tochter des Hermas und der Kalliste, die die harte Frömmigkeit der Mutter der christlichen Kirche weiht, und die den Giftbecher leert, umarmt von Hippias, ihrem Geliebten und Bräutigam. Sie hat den Tod in sich, als Bischof Theognis sie freigeben will; mit ihr läßt Hippias sich von den Flammen des Scheiterhaufens verzehren. Phlegon von Trallos, ein Lyder und Historiograph des Kaisers Hadrian, ist der Gewährsmann des Stoffes, aus dem France das Übernatürliche, die Braut-

nacht der Toten, entfernt hat. In einer Glosse umschreibt er den Sinn der in Dämmerdunkel getauchten Sage: »Goethe, dessen Genius in alles, was er darstellte, Licht brachte, hat die Finsternisse des Tralliers aufgehellt. Er ließ in diesen beiden Liebenden, die von ihren Eltern getrennt und durch eine mysteriöse Gewalt wieder zusammengeführt werden, zwei Opfer jenes Kampfes der Götter sehen, der von Nero bis zu Konstantin die Welt bewegt hat.« Größer ist dann der Rahmen, üppiger das Kolorit in der »Thaïs«, dem Roman der Kurtisane von Alexandria, deren Motto France schon in den Jünglingsversen präludierte: »En ce temps-là vivait une femme au pays des Egyptiens, belle, et qu'on nommait Thaïs.« Unter seinen Quellen sind der »Paphnutius« der Deutschen Roswitha von Gandersheim und ein Roman des französischen Humanisten Gabriel Ranquet »L'Exil de la Volupté«, der von 1611 datiert ist; und die »Tentation de Saint-Antoine« von Flaubert wird man als eine Vision, die in ihm nachbebte, wohl nennen dürfen. »Er vermählte«, so feiert die »Thaïs« der »Neo-Dilettant« Maurice Barrès, »mit den alten und seltsamen Formen des nach dem Tode duftenden ägyptischen Landes einen jener Träume, in denen er auf köstliche Weise die Kunst, das Weib und den Luxus eint: seine zarte Thaïs. Ai-je besoin de donner en passant un baiser à cette prostituée?« Der Asket Paphnutius, der in der Wüste am Nil haust,

ist grandioser als der Bischof Theognis. Er ist der heilige Abt von Antinoë, er fastet oft drei Tage, er züchtigt sich mit unablässigen Geißelhieben, und selbst die Dämonen, die kleinen, spitzöhrigen Schakale, sind durch die Macht seiner Heiligkeit auf die Schwelle seiner Hütte gebannt. In Alexandria ist er von vornehmen Eltern geboren worden. Bis zu seinem zwanzigsten Jahr hat er weltlich gelebt. Und noch immer sieht seine Phantasie ein Bild, das sie entzündet hat: die Schönheit einer Pantomimentänzerin, die im großen Theater auftrat, der Buhlerin Thaïs. Dann erliegt er der Lockung. Er muß sie wiedersehen. Aber er betrügt sich selbst, daß es gelte, zum Ruhme Gottes ihre Seele zu reinigen, damit sie nicht mehr ein Gegenstand des Ärgernisses sei. Zu Fuß begibt er sich nach Alexandria. Er kommt zu Nikias, seinem Freunde von ehemals, der den verhäßlichten Mönch staunend vor der Rache der Venus warnt. Er fühlt sich entrüstet und verwirrt im Theater, als die goldblonde, weißbusige Thaïs die hingemordete Polyxena spielt, er stört die Vorstellung, mit donnernder Stimme prophezeiend, er klopft an die Tür der Kurtisane und findet sie in ihrer Nymphengrotte. Hager, mit glühenden Augen und ungepflegtem Bart nähert er sich ihr. Er donnert nicht mehr, er wirbt um sie, für sich oder für Jesus; der scherzende Spott der Kurtisane wird nach und nach ein Schluchzen. Sie, die als Kind getauft worden ist, bereut

(denn sie altert), läßt von ihren Sklaven den schwelgerischen Reichtum, der sie umgeben hat, verbrennen, sie folgt dem Mönch, sie wird Nonne in einem Frauenkloster am Wüstenrand und mit den Jahren eine Heilige. Paphnutius jedoch ist ruheloser als zuvor. Ganz besessen ist er von dem Bilde der Thaïs, die Dämonen bevölkern seine Zelle; der verfluchten Säule, auf der er sieben Monate steht, entrinnt er; gepackt von Gier, ein Vampyr, sinkt er im Kloster über die sterbende Thaïs. »Sein Gesicht war so häßlich geworden,« schließt das Buch, »daß er es fühlte, als seine Hand darüber fuhr.« Sehr konzentriert ist dieser Roman. Doch ihn unterbricht das Gastmahl des Nikias, mit Dialogen zwischen den Philosophen Eukritus (dem Stoiker), Dorion und Zenothemis, dem Hermodorus, dem Oberpriester des Serapis, dem Dichter Kallikrates, dem buckligen Arianer Marcus, den man den Plato der Christen nennt, und Cotta, dem Flottenpräfekten. Thaïs und Paphnutius sind nur Staffage des Gemäldes, das für France ein Vorwand ist, den Abschied der heidnischen Kultur in Personifikationen zu vergegenwärtigen.

Der erste seiner neuzeitlichen Romane ist 1879 »Jocaste« mit »Le Chat maigre« als Anhang. Eine unklassische Jokaste, ein Gemisch der »chronique«, des Zeitungsfeuilletons, und der Prosa von Daudet und Dickens. Ungefähr alles, was über Haïti erschienen ist,

hat France hierzu gelesen. Nach der Titulatur eines Herrn Fontaine, »Exgeneral, gewesener Generaladjutant des Präsidenten Domingo, Chef der demokratischen Partei, Vizepräsident der Freimaurerliga und freier Bürger von Port-au-Prince,« redigiert er die Visitenkarte des Herrn Alidor de Sainte-Lucie, »Advokat, früher Minister des öffentlichen Unterrichts und der Marine, Mitglied der Deputiertenkammer, Präsident der haïtischen Kunstkommission«. Auch physiologische Studien macht France für die »Jocaste«; er ist damals Hospitant in der Klinik des Doktors Péan. Deshalb wird René Longuemare Physiolog, der männliche Held des Romans, der beschäftigungslos bei seinem Vater wohnt wie Basarow in Turgenjews »Väter und Söhne«. Er ist der unglückliche Liebhaber von Hélène Fellaire, der Heldin, die, eine Kusine der Bovary, verzweifelt sich sträubt, mit »Menschen ohne Einbildungskraft« leben zu müssen. Nach dem Tode ihres Mannes erschreckt dessen Phantom sie beim Zusammensein mit dem Geliebten: »Sie hielt René die Hand hin, eine eiskalte, gekrümmte und starre Hand, und sah ihn an mit einem durchdringenden Ausdruck von Mutlosigkeit und Hoffnungslosigkeit.« In einer Badekabine begeht sie Selbstmord; ein Vers des Sophokles über Jokaste tötet sie. Die Spuren von Dickens weist Michaut (der erste französische Monograph des siebzigjährigen France) nach: »Herr Fellaire de Sissac mit seinen

ewigen Projekten großer Geschäfte und seinem wiederholten Scheitern, auf das immer wieder neue Zuversicht folgt, seiner Würde, seinen großen Phrasen und seiner Verwahrlosung ist ein Micawber, wie ihn die Leser des ‚David Copperfield' gut kennen. Das alte Haus Haviland gleicht dem Hause Clemman in ‚Klein-Dorrit'; und der Diener Groult hat die Gewandtheit, die Sicherheit, den dreisten, beherrschenden Willen, die List, das mysteriöse Gebahren und sogar die scheue Frau des Jeremias Flintwich, des Vertrauensmanns und Tyrannen von Mrs. Clemman. Die geheimnisvollen Besuche, die Helene ihrem Vater abstattet, ihre Lustigkeit, ihre Art, ‚den Papa am Backenbart zu ziehen', scheinen nachgeahmt den Besuchen Bellas bei ihrem väterlichen ‚Engelkind', Rumty Wilfer... im ‚Gemeinsamen Freund'. Als sie dem Tode entgegenschreitet, beobachtet sie alles unterwegs mit einer nervösen und dabei passiven Schärfe, ganz wie Ralph in ‚Nikolas Nickleby', als er nach Hause geht sich aufzuhängen.« Eine Spazierfahrt ins Bois ist da, für die man Unterlagen in Daudets »Nabab« und »Rois en Exil« hat. In der zweiten »chronique«, dem »Chat maigre«, gibt es, so sagt France in der (seitdem gestrichenen) Vorrede, »nur Verrückte«. Es sind schwatzende Theoretiker mit absonderlichen philosophischen, politischen oder ästhetischen Glaubensbekenntnissen, die Godet-Laterrasse, Branchut und Labanne. Hier wird ein Paar aus dem jungen

»Kreolen« oder richtiger Mulatten Rémi und der kleinen Jeanne Lourmel, mit dem Einverständnis ihrer bürgerlichen Mama und ihres Vormunds.

Der »Sylvestre Bonnard« ist vielleicht unter den Werken von France am meisten Besitz der französischen Familien. Er ist harmlos-sentimental und schon für 1881 ein wenig altmodisch. Interessant die Entlehnungen aus einem Aufsatz Renans, 1875 in der »Revue des deux Mondes« veröffentlicht, den »Vierzehn Tagen in Sizilien«: Einzelheiten wie die weiße Lilie, die dem rissigen Boden entsprießt, der Grieche Empedokles als Halbgott von Agrigent, Gellias als Name eines Hotels, in dem der müde Professor eine Nacht schläft, Zitate und auch der Name des Polizzi, der bei Renan Bibliothekar in Trapani ist. Doch fein und vertieft, bester France die Atmosphäre des Idylls: die Lebensfremdheit dieser friedfertigen Existenz, mit dem sultaninnenhaft trägen Kater Hamilkar und der alten Therese als Partnern, das Dachstubenschicksal des Ehepaars Coccoz, die angstvolle und verliebte Jagd nach dem Manuskript der Goldenen Legende, die Reise zu Michel-Angelo Polizzi, dem sizilianischen Kunsttrödler, der neue Schmerz des Bibliophilen auf der Pariser Bücherauktion (der dann durch den zu süßen Veilchengeruch der »bûche de noël« mit der ersehnten Handschrift drinnen weggenommen wird). »Die Kunst! die Kunst!« ruft mit Enthusiasmus Polizzi aus,

die Arme zum Himmel spreizend, und zeigt die Schöpfungen seines Pinsels. Er hat die Gesten eines Italieners, den France um 1866 sah, der mit Tigersprüngen vor einer Kleopatra auf Leinwand herumsprang, düsteren Auges nach ihr blickte, ihr Küsse sandte und deklamierte: »Wie ist sie schön!« Reminiszenz ist wieder der zweite Teil, der dann in die Mädchengeschichte der Jeanne Alexandre sich hinüberplaudert und in ihre häusliche Zahmheit. Eine Figur dieses Teils: der Student Gélis im Luxembourg-Park, der, rücksichtslos wie jede junge Generation, über Sylvestre Bonnard und vor dessen Ohren sagt, daß er ein Esel sei. Er ist nicht nur dazu da, Jeanne Alexandre zu heiraten; er hat auch ein bißchen von seinem Verfasser.

1894 erscheint »Le lys rouge«, ein psychologischer Roman wie die »Mensonges« von Bourget. In der »Vie littéraire« hat France für diese das Kompliment, man habe davon den Geschmack der Asche im Mund, bitterer als der Geschmack des Todes; und er greift nach der »Imitatio Christi«, die tröste wie Wasser des Lebens. Doch er rühmt die Analyse Bourgets, zumal in der Schilderung von René Vincis Qual der Eifersucht. »Die Eifersucht«, so doziert er, »wirkt auf uns wie Salz auf das Eis; mit furchtbarer Schnelligkeit löst sie unser ganzes Wesen auf. Und wie das Eis schmilzt man, wenn man eifersüchtig ist, im Schlamm dahin. Es ist eine Qual

und eine Schmach. Man ist zu der Folter verurteilt, alles wissen zu sollen und alles zu sehen. Ja, alles zu sehen, ach! denn das geistige Sehen der Dinge ist auch körperlich; es ist ein Sehen ohne die helfende Möglichkeit, die Augen abzuwenden oder zuzudrücken.« »Le lys rouge« ist sein Band Bourget; und er hat sofort die Routine, die Konvention der Gattung, von der ja auch Maupassant in »Notre cœur« nicht frei ward. Thérèse Martin-Bellème, die Frau des gräflichen Abgeordneten, ihr Salon: die Prinzessin Séniavine, der General Larivière, Madame Marmet, die Witwe des Archäologen, der elegante Monsieur Salomon, fünf bis sechs Damen noch, ein Redakteur der Débats, der Philolog Monsieur Schmoll, Paul Vence und zuletzt Robert Le Ménil, der Weltmann und Sportsmann, Thérèses Geliebter. Am Kamin, bei glimmenden Kohlen, Zusammenkünfte in einem kleinen Entresol der Rue Spontini. Verhohlene Müdigkeit aneinander. Ein Spaziergang zu der vom Mondlicht überfluteten Notre Dame. Ist das France oder sonst wer? Dann die Bekanntschaft Thérèses mit Dechartre, dem Bildhauer. Reise mit Madame Marmet nach Fiesole, auf die Einladung von Miß Vivian Bell, der franko-englischen, präraphaelitischen Dichterin. Choulette, der Bohémien und Trunkenbold, der die Maske Verlaines hat, als Begleiter, hinkend, mit struppigem Bart, seltsam geformtem Schädel, gelbem, durchfurchtem

Gesicht und leuchtenden blauen Augen. Dechartre kommt nach Florenz. Thérèse trauert, daß sie Le Ménil verlassen hat, ohne ihm Adieu zu sagen; dann gibt sie Seele und Leib dem Erlebnis mit Dechartre hin. Das Thema der Eifersucht, die jäh und krankhaft in dem cholerischen Künstler aufflammt: »Ich liebe dich, hörst du, ich liebe dich, so wie du mein geworden bist, mit all den Erfahrungen, mit all dem, was vielleicht von jenem Manne oder von anderen herrührt — was weiß ich denn? Das ist meine ganze Wonne und meine Qual.« Stets der Argwohn; und zuletzt, in Paris, als Thérèse schon in Dechartres Armen liegt, sein entwürdigender Schrei: »Ich sehe dich nicht mehr allein, ich sehe immer den andern neben dir — immer — immer.« Choulette und die italienischen Hintergründe indessen sind nicht von Bourget. Sie sind für »Le lys rouge« die Rechtfertigung.

1893, ein Jahr vorher, der Meisterroman dieses Abschnitts, »La Rôtisserie de la Reine Pédauque«, deren Emblem das Wirtshausschild ist der Bratküche zur Königin Gansfuß. Alles ist in dieser Heraufbeschwörung des gesamten achtzehnten Jahrhunderts dokumentiert. Der Abbé Coignard, der ein Leben geführt hat wie der unstäte Abbé Prévost, der Dichter der »Manon Lescaut«, stirbt durch Mörderhand wie der historische Abbé Montfaucon de Villars, »den ein Dolchstich, sagen die einen, ein Pistolenschuß andere, auf der Straße von Paris nach

Lyon traf.« Die übersinnliche Alchimie des Herrn von Astarac entstammt Villars' Buch »Le Comte de Gabalis ou les entretiens sur les sciences secrètes«, das Porträt des schwarzgekleideten Don Quichotte mit Hakennase, hohlen Wangen, Feueraugen und langem, dürrem Wuchs, ist das Porträt in der Amsterdamer Ausgabe der »Voyages imaginaires« von 1788. In demselben Bande steht auch die Untersuchung des Abbés Cointreau »L'amant salamandre«, über die Liebe zu den Salamanderweibern, den Genien des Feuers, die Licht trinken und unerreichbar sind an Klugheit und Schönheit wie die Sylphen, die Genien der Luft. Dann ist eine Quelle, die France selbst bezeugt, der »Compère Mathieu«, »ein kleines, abscheuliches und entzückendes Buch,« sagt er, »ein seltsames Magazin der Tollheit und Weisheit, das der Kanonikus Dulaurens 1766 zur Welt brachte, während er sich in Holland verbarg. Ein neuer Panurg war dieser Mathieu, ein Tunichtgut, Falschspieler, Säufer, Herumlungerer, Ketzer und Dieb dazu, nicht ohne Philosophie. Er bediente sich für seine Zwecke des natürlichen Rechts, das das Recht des Stärkeren ist. Doch er wurde nachdenklich bei der Erwägung, daß man dieses Rechts nicht immer bis zuletzt sicher sei.« In diesem »Compère Mathieu« tritt ein abenteuernder Mönch auf, der Père Jean, der einiges für Coignard hergeliehen hat, und auch der Name der Jahel ist von dort, der Jüdin, der Nichte

des großen Kabbalisten Mosaïdes. Weitere Quellen: die Literatur mehrerer Bibliotheken über Magie und Okkultismus und für die Figuren der Cathérine, des Generalpächters de la Guéritaude, des jungen Anquetil, der Roman der Manon Lescaut. Erinnerungen an Voltaires »Candide«: der Bruder Angelus ist der Bruder Giroflée, Cathérine ist Pâquerette, Coignard ein wenig Pangloss, Jacques Tournebroche, des Abbés guter Schüler, hat etwas von Candides Beschränktheit geerbt. Eine Szene aus Voltaires »Seconde anecdote sur Bélisaire«, der Einzug des Bruders Triboulet in die Schenke mit der kleinen Fanchon im Arm, ist umgeschrieben zu der Szene der Cathérine mit Angelus, die wie ein Kupferstich des Rokoko wirkt: »In der Dunkelheit marschierte er, wankenden, triumphierenden Schrittes, und unter seinen Sandalen spritzte das Wasser des Rinnsteins in großartigen Kotgarben hervor, die seinen wüsten Ruhm zu verherrlichen schienen, wie die Springquellen von Versailles den Königen zu Ehren in Betrieb gesetzt werden . . . Cathérine hatte den Kopf nach hinten geworfen, auf die Schulter des Mönches, und lachte. Auf ihren feuchten Lippen und in ihren Augen zitterte ein Mondstrahl wie im Wasser der Brunnen.« Aber es ist das Sublime nicht nur dieser Stelle, wie alles von France mit Heiterkeit versinnlicht ist, wie Adlige und Dirnen, Priester und Lumpenpack, Kleinbürger und Domestiken, Libellisten und Schwarmgeister, Paris und

die Provinz, jeder Stand in ihnen Kontur hat und jede Örtlichkeit: die Bratküche in der Rue Saint-Jacques, in der Miraut, das Hündchen, den Spieß dreht, der Buchladen des Herrn Blaizot, die Schenke zum ‚Kleinen Bacchus' mit dem rebenbehangenen Gitter, das verwunschene Schloß des Herrn von Astarac, der Park mit dem Gartenhaus des Mosaïdes, die Postherberge in Joigny. Und inmitten des Menschenaufgebots: der Abbé Coignard, Doktor der Theologie, Lizentiat der Künste, der sich wider sein besseres Gewissen einem Hugenotten verdingt hat, der Hausierer, Schauspieler, Mönch und Lakai war und der respektable Schreiber des Bischofs von Séez geblieben wäre, hätte ihn nicht die Kammerzofe der Frau Amtmännin um die Vernunft gebracht. Er ist naiv und zynisch, der »sanfte Lehrer« der Weltweisheit, ein Freund des Weins, des Putenfleischs und vor allem der Bücher, der teuren Bücher. Erotik mit dem Staub der Jahrhunderte: »Und eines Tages küßten wir uns vor Cicero und Titus Livius, vor Plato und Aristoteles, vor Thucydides, Polybius und Varro, Epiktet, Seneca, Boëtius, Cassiodor, Homer, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Plautus und Terenz, Diodor von Sizilien und Dionys von Halikarnaß, Sankt Johannes Chrysostomus und Sankt Basilius, Sankt Hieronymus und Sankt Augustin, Erasmus, Salmasius, Turnebius und Scaliger, vor dem heiligen Thomas von Aquino, vor Sankt Bonaventura,

vor Bossuet, der Ferri hinter sich herzog, vor Lenain, Godefroy, Mézeray, Mainbourg, Fabricius, vor dem Vater Lelong und dem Vater Pitou, vor allen Dichtern, allen Rednern, allen Geschichtsschreibern, allen Kirchenvätern, Doktoren, Theologen, Humanisten, Kompilatoren, die von der Decke bis zum Boden die Wände füllten.« Der Hauch der Vergangenheit und das Atmen der Kreatur, die Schwermut und der Humor des Ewigen.

Die »Opinions de M. Jérôme Coignard« sollen die Gestalt noch einmal beleben. Sie variieren seine Tischreden und Spekulationen, ohne viel Zusatz in der Ausmalung. Doch mehrere neue Bildskizzen sind darunter. Der Abbé Coignard streift mit seinem Schüler (und Eckermann) Jacques Tournebroche die Seine entlang und durchblättert, da er von Frances Gnaden ist, die Bücher der Straßenantiquare auf dem Pont-Neuf. Er kauft nichts, da er mittellos ist, und seine paar Sous braucht er für den ‚Kleinen Bacchus'; dabei schnuppert er den Dunst ein, der von den Pfannen der Fischbäcker über die Brücke hinwallt. Trommelwirbel ertönt, ein Unteroffizier des Königs mit einem Dutzend Soldaten. Oder der Abbé schmaust am Seineufer gebackene Gründlinge. Eine Dienstmagd, die ihrer Herrin Spitzen gestohlen hat, wird auf einem Karren zum Galgen befördert, und der kleine, schwarzhaarige Gerichtsdiener erzählt von dem grausigen Leiden der Hélène Gillet auf dem Schafott

zu Dijon. Eine orientalische Parabel, die von Voltaire sein könnte, und die der Abbé im Buchladen des Herrn Blaizot hören läßt, faßt die Weltgeschichte in die drei Worte zusammen: »Sie wurden geboren, litten und starben.« Sie allein sind übrig von den sechstausend, einer Karawane von zwölf Kamelen auferlegten Bänden, die die Gelehrten des jungen persischen Königs Zemir für diesen in zwanzig Jahren kompiliert hatten. Manches ist in den »Opinions« schon reine Satire; das verraten die Namenstravestien, Monsieur Nicodème für den züchtigen Senator Bérenger, Rockstrong für Rochefort. Ganz gering ist das Romanhafte im »Jardin d'Epicure« von 1895 und seinen Paradoxen über französische Fragen, wie etwa die der Rasse, die Nonnenklöster, die Orthographie. Aber die Novellenbände dieser Periode haben einen funkelnden Reichtum an Poetischem; »Abeille«, das schalkhafte Märchen der Abeille von Claride und Georges von Blanchelande und wie sie nach Fährnissen vereinigt wurden, auf Perrault und Musset zurückgehend, »Balthazar«, »L'Etui de Nacre« und »Le Puits de Sainte-Claire«. Dreimal die Umdichtung biblischer Motive. In »Balthazar« der dritte der Könige aus dem Morgenlande, die nach Bethlehem pilgern, folgend dem strahlenden Stern. Balthasar ist der Schwarze, der edle König der Äthiopier. Er ist erregt gewesen von Balkis, der Königin von Saba. Er hat sie bei Nacht in einer

Wirtschaft voll rohen Gesindels, in der sie unerkannt sich niedersetzten, mit wildem Mut gegen Trunkene und Messerstecher verteidigt, er hat sich für sie von einem Räuberhauptmann fast töten lassen, er hat in seinen Fieberträumen nur sie genannt; doch sie betrügt ihn mit dem König von Kommagene. Wochen hindurch ist er besinnungslos. Dann vergißt er Balkis über Magie und Astrologie. Sie erfährt, daß er nicht mehr in Liebe zu ihr entbrannt sei. Mit einem großen Gefolge reist sie zu ihm. Aber er sieht nur das weiße Himmelswunder von Bethlehem. Zornig, daß nun er sie verschmäht, kehrt die schöne Balkis nach Saba zurück. Balthasar jedoch begibt sich auf die Wanderschaft, dem Stern entgegen. Kritische Historie, nicht legendenhaft, ist der »Statthalter von Judäa«, die wie ein Goldgefäß geschmiedete Pilatus-Novelle. Wie in der »Thaïs« überwiegt bei der Konfrontation von Antike und Christentum die heidnische Kultur, und in die äußerste Distanz ist die Erscheinung des Messias gerückt. Am Strand von Bajä läßt France den Römer Titus Aelius Lamia, den Lebemann, dem Horaz eine Ode gewidmet hat, mit dem greisen Pontius sich von der Zeit vor drei Jahrzehnten unterreden. Damals ist Pontius als Statthalter des Kaisers in Judäa gewesen, in dem trostlosen Jerusalem; der wegen eines Ehebruchs nach Cæsarea verbannte Lamia war sein Gast. Sie sprechen von der Rebellion der Samariter, von der

Plage, die Pontius mit den hartnäckigen und streitsüchtigen Juden hatte, obwohl oder gerade deshalb, weil er stets Weisheit und Mäßigung übte. Die Juden spalten sich in mindestens zwanzig Sekten. Hunderte von Malen haben sie von dem Statthalter des Imperators den Tod irgendeines Unglücklichen verlangt, dessen Schuld er nicht ermitteln konnte, und der ihm nur ebenso verrückt schien wie seine Ankläger. Wie hungrige Geier kämpften sie um ihre Beute. Lamia erwidert, daß er zwar nie Sympathie für die Juden, wohl aber für die Jüdinnen empfunden habe, die geschminkten Syrierinnen mit den verschleierten Augen, dem nach Myrrhen und Narden duftenden Körper. Er hat in einer Spelunke zu Jerusalem eine rothaarige jüdische Tänzerin erblickt, die sich dann einem Galiläer anschloß; der Galiläer hieß Jesus, war aus Nazareth und wurde gekreuzigt. »Jesus? Jesus aus Nazareth?« murmelt Pontius. »Nein, ich erinnere mich nicht mehr.« Abermals zeichnet France die Magdalenerin in der Novelle »Loeta Acilia«. Diese junge römische Patrizierin in Massalia, in Marseille, sieht vor einem Tempel ein jüdisches Weib, das ihr verspricht, für ihre Mutterschaft zu beten. Loeta Acilia wird schwanger. Eine Bettlerin, das Haar mit Asche bestreut, kommt die Jüdin in den Garten der Römerin. Sie erzählt ihr von ihren Sünden, von Jesus und wie sie seine Füße gesalbt habe. »Wie könnte dein Gott der meine sein?« ruft

Loeta Acilia. »Ich war keine Sünderin, ich war nicht von sieben Teufeln besessen, ich bin nicht auf der Landstraße umhergeirrt, ich bin eine ehrbare Frau. Geh!« Vielfältig sind die Heiligenlegenden im Stil des Mittelalters, von dem Jongleur der Madonna, genau nach dem Spielmannsschwank, von den Schwestern Oliverie und Liberette, Sankt Bertold und dem Einhorn, von der heiligen Euphrosine, die ihre Jungfrauschaft Jesu Christo gelobt hat und Türhüter im Mönchskloster wird, oder, mit einer leisen Ironie, von dem Eremiten Cölestin und dem Faun Amycus oder von Scolastica und Injuriosus und dem Rosenstrauch, der ihrem Grab entblüht. Oder Novellen mit Theologie, wie das Abenteuer des jungen Mannes mit der Tochter Liliths, der goldäugigen Leila, die voll behexenden Gifts weder Moral noch Religion kennt, um den Hals ein Medaillon mit roter Erde trägt, ein Andenken an Lilith, ihre aus rotem Ton geknetete Mutter, das erste Weib des Adam. Oder Novellen des Spuks, des Spiritismus, des Übernatürlichen: die dunkle Suggestionsgeschichte vom roten Ei (mit dem Selbstmordmotiv aus der »Jocaste«), die Novelle von der Gespenstermesse in der Kirche zu Neuville d'Amont, »Leslie Wood«, der Afrikaforscher, Korrespondent des »World« und Geisterseher, dem Nacht für Nacht der Schemen seiner toten, über alles geliebten Frau in Verklärung erscheint. »Monsieur Pigameau«: der pedan-

tische Ägyptologe, den die Amerikanerin Miß Morgan durch Poru, die von dem Scharlatan Doktor Daoud hypnotisierte Katze und ihre grünen Phosphoraugen dazu zwingt, ihr die Humoreske »Die Mißgeschicke eines einäugigen Dienstmanns« zu schreiben. »Gestas«, die Novelle mit dem überlieferten Namen des Schächers zur Rechten Jesu; wieder Paul Verlaine, ein plebejischer Coignard, diesmal in der leeren Kirche an das wurmstichige Holz eines Beichtstuhls hämmernd, weil kein Pfarrer und kein Vikar für die Beichte da ist, und vom Küster an die morgenfrische Luft gesetzt. Dann, in demselben »Etui de Nacre«, ein Zyklus von Novellen aus der großen Revolution: die Memoiren des Freiwilligen Pierre Aubier, die Geschichte der Madame de Luzy, wie sie heroisch den alten Philosophen Planchormet unter ihren Matratzen versteckt und rettet, Geschichten aus den Kerkern und von den Hügeln der Seine, zuletzt die des Bleisoldaten La Tulipe, der nun im Glasschrank steht wie bei Andersen, neben der kleinen Griechin von Tanagra und dem Milchmädchen von Sèvres. »Le Puits de Sainte-Claire« ist ein verwitternder, steinerner Brunnenschacht bei Siena, in den vor Zeiten Franziskus von Assisi hinabgeschaut haben soll, und an dem (nach der Einleitung) der Autor mit dem Franziskanermönch Pater Adone Doni zusammentrifft. Siena, Florenz, die Renaissance sind die hohen Wahrzeichen des Bandes. Historische

Porträts sind darin: das des Florentiners Messer Guido Cavalcanti, der früh und in Kummer stirbt, gebeugt über das Marmorgrab der Julia Loeta, das des fröhlichen Malers Buffalmaco, des »uomo burlevole«, der im »Decameron« Boccaccios seine Possen aufführt, das der heiligen Katharina von Siena (in »Le Mystère du Sang«), und, mit einem Abstecher ins neunzehnte Jahrhundert, das des Generals Bonaparte, den in San Minato bei Florenz sein greiser italienischer Verwandter, der gutmütige Kanonikus Buonaparte, die unerschütterliche Macht des Papsttums erkennen läßt. Die Novellen des Spinello von Arezzo und seines tödlichen Traums von dem durch seinen frommen Pinsel beleidigten Luzifer, und die des florentinischen Bankiers oder der Dame zu Verona, weiter die venetianische Novelle des Kaufmanns Fatio Mutinelli, der die Madonna des Altars von dell'Orto dem Juden Eliezer verpfändet hat, und endlich die neapolitanisch-spanische, in Blut gebadete Geschichte der Doña Maria d'Avalos und des Herzogs von Andria. Doch das bedeutendste Stück des Buches ist, außer der Legende von Fra Mino, dem nächtlichen Reigen der Nymphen und dem gehörnten, weißbärtigen Sankt Satyros, die »Humaine tragédie«, die »Menschliche Tragödie«. Der Franziskaner Giovanni, der im Geiste arm ist, geht entblößt, um Brot bettelnd, ein vom Volk beschimpfter Narr, durch die Straßen von Viterbo. Im Gewand eines Weibes zuerst, dann im Ornat

eines Bischofs versucht ihn umsonst der Böse, der Satan. Er predigt gegen die Reichen Viterbos. Mit Ketten beladen, wird er in das triefende Stadtgefängnis unter dem Fluß geschickt. Satan schenkt ihm die Freiheit. Zerbrochen, durch ihn des Wissens und der Liebkosung der lebenden Dinge teilhaftig, inbrünstig schluchzend betet Fra Giovanni zu dem Fürsten dieser Welt. Noch bleiben die autobiographischen Romane, »Les Désirs de Jean Servien« und »Le Livre de mon ami« mit dem Spätling »Pierre Nozière«, den die zärtlichen, an Gérard de Nerval mahnenden Wanderungen durch die Isle-de-France und die Historien von Sankt Longis, Sancta Onoflette, Sankt Adjutor und Sankt Valéry geleiten.

Zwischen 1897 und 1901 entsteht das Werk der zweiten Periode, der Jahre der »Affäre«, die »Histoire contemporaine« mit den vier Teilen »L'Orme du Mail«, »Le Mannequin d'Osier«, »L'Anneau d'Améthyste« und »Mr. Bergeret à Paris«, ein Roman der dritten Republik, um vieles schmächtiger, doch so politisierend wie Zolas »Rougon-Macquart«, der Roman des Kaiserreichs. Von der Kleinstadt Tourcoing und den Ulmen ihrer Promenade wird er verlegt in die Hauptstadt, an den Platz der großen Kämpfe selbst. Nicht ohne Zögern identifiziert sich Anatole France mit dem durchschnittlichen, sanften Schulprofessor Bergeret, von dem er meint, er sei zu beklagen, weil er denke; »das ist eine große Misere, be-

sonders in der Provinz.« »Nie,« heißt es anderswo, »hatte er Furcht vor den Ideen, doch er war schüchtern vor den Menschen.« Sickernd geht die Handlung vorwärts. Sie wird energischer im »Mannequin d'Osier«, dessen Titelsymbol die aus Weidenrohr geflochtene Kostümpuppe der Madame Bergeret ist. Diese Puppe belästigt den Professor in seiner Arbeitsstube, sie lehnt gegen seinen Catull und seinen Petronius, sie verdrießt ihn, wenn er den achten Gesang der »Aeneïs« präpariert, und sie wird von seinem erwachenden Sklaveningrimm mit Füßen zerstampft und durchs Fenster in den Hof hinabgeschleudert, als es ihm gelungen ist, Madame Bergeret in flagranti mit seinem beim Militär dienenden Schüler Roux zu ertappen. Er ist der Hahnrei, dessen Karikatur die Gassenjungen an die Wände schmieren, immer häufiger sind die »grafitti« seines ehelichen Ungemachs. Er rächt sich an Madame Bergeret, er zwingt sie durch seine Stummheit, zu ihrer verwitweten Mutter zu gehen. Sein Hausstand wird nun mit ihm selbst fünf Personen zählen: seine unverheiratete Schwester Zoë, seine Tochter Pauline, die alte Magd Angélique, statt der frechen Euphémie, die er losgeworden ist, und den Hund Riquet, den von Angélique eingelassenen, bis dahin obdachlosen Bastard eines Terriers. Der Dreyfus-Skandal bricht aus, die Hetze gegen Juden und Protestanten. Herr Bergeret ist Revisionist,

»Conspuez Bergeret!« wird hinter ihm gebrüllt; er übersiedelt nach Paris, zuerst in ein baufälliges Haus der Rue de Seine, in eine Existenz mit mehr Unabhängigkeit. Die Intrige des »Anneau d'Améthyste« ist die Konkurrenz zweier Kleriker um den Rang eines Bischofs von Tourcoing, der Abbés Guitrel und Lantaigne. Schlafzimmer- und Hotelliebschaften der großen Damen in Tourcoing sind durch verzwickte und lächerliche Fügungen die Ursache für den Sieg des Abbés Guitrel. Er wird Loyer, dem Kultusminister im radikalen Kabinett, durch die galante, hübsche Madame de Gromance empfohlen, durch die Baronin Bonmont, die getaufte Jüdin und durch Madame Worms-Clavelin, die Frau des Präfekten, die ihre Tochter einer katholischen Kongregation, den Damen des hochheiligen Blutes, übergeben hat und deren Gatte, Israelit und Freimaurer, für die Interessen der Kirche sehr besorgt ist. Madame de Bonmont kauft in Paris als Geschenk für den Abbé Guitrel einen Amethystring. Sie vergißt ihn bei ihrem Liebhaber, ihrem »Rara«, dem, wie ein Dramenheld von Bernstein, verschuldeten Raoul Marcien, um den sie immer bangt. Als sie wieder zu ihm fährt, sind Gerichtsvollzieher und Polizei vor seiner Wohnung; auch der Amethystring des Bischofs ist unter Siegel. Die Satire beherrscht die »Histoire contemporaine«: Guitrel, der liberale Konkordatspriester, wird so klerikal sein wie

möglich, getreu dem päpstlichen Nuntius, und alsbald nach seiner Ernennung provoziert er durch einen Brief an den Präsidenten der Republik seine Maßregelung. Typen des Provinzromans sind der Maler Frémont, der General Cartier de Chalmot, der Archivar Mazure, Herr von Terremondre, der Rektor Leterrier, der schnurrbärtige »Gallier« Lacarelle, der »gotische« Schuster Piédagnel, dessen Sohn Firmin, relegierter Seminarist, den geistlichen Beruf mit dem weltlichen Lehramt vertauscht, der Vagabund Pied-d'Alouette und viele andere. Doch die Charaktere sind untergeordnet der Absicht des Pamphlets, das am gröbsten wird in der Episode der Honorine Porrichet, der Bauerntochter, und ihrer Muttergottes-Halluzinationen. Oft ist der Dialog politisch abstrakt, so wenn Herr Bergeret sich mit seinem italienischen Gast, dem gelehrten Conte Aspertini, über den Krieg unterhält, oder mit Mazure, Herrn von Terremondre, dem Antisemiten, mit dem Buchhändler Paillot, dem Doktor Formerol und Herrn Frémont über die Justiz, die Todesstrafe, das militärische Prozeßrecht, oder mit dem Abbé Lantaigne über das kapitalistische Europa. Im »Anneau d'Améthyste« wird die »Affäre« die Losung des Tages. Sie ist es durchaus in »M. Bergeret à Paris«, der unterbrochen ist von zwei Kapiteln einer fingierten Chronik »Les Trublions«, über die Nationalisten von einst, in der rabelaisischen Sprache von 1538. »Schwer

ist es zu begreifen,« das ist das Resultat des Herrn Bergeret in dieser Krise Frankreichs, »daß vernünftige Menschen noch Hoffnung hegen können, den Aufenthalt auf dieser kleinen Kugel, die sich unbeholfen um eine gelbe, schon halb erkaltete Sonne bewegt, erträglich zu gestalten. Das Leben ist an und für sich eine Katastrophe, eine unaufhörliche Katastrophe. Das Leben einer Nation, wie das des Individuums, ist ein fortgesetzter Ruin, eine Reihe von Zusammenbrüchen, eine unendliche Entfaltung von Elend und Verbrechen. Unser Vaterland besteht auch, wie die übrigen Länder, nur durch die Erneuerung seines Elends und seiner Fehler.«

1901, kurz nach »Mr. Bergeret à Paris«, der Band »Crainquebille«, eine Sammlung von »nützlichen Erzählungen«. Auch sie militante Literatur, durch die Dreyfus-Jahre veranlaßt und in ihrer Tendenz darum vor allem gegen die schlechten Richter. »Crainquebille«, der Fall des »marchand des quatre-saisons«, des umherziehenden Gemüsehändlers Jérôme Crainquebille, des braven, alten Mannes, der in der Rue Montmartre einen Wortwechsel mit dem Schutzmann 64 gehabt hat. »Mort aux vaches!« soll er ihn geschmäht haben. Unter dem Präsidenten Bourriche verurteilt ihn das Tribunal, nach einer Rede des Advokaten Lemerle, der für ihn als einen geborenen Säufer um Straffreiheit bittet, zu vierzehn Tagen Haft und einer Geldbuße von fünfzig Francs. Nun wird

»Crainquebille«, den schon ein imaginäres Gespräch zwischen dem Angeklagten und dem Präsidenten über das Kruzifix im Gerichtssaal eröffnet hat, ein philosophisches Beispiel. Ein Radierer, der gerade im Justizpalast ist, betrachtet mit ironischer Metaphysik die Seele Bourriches; der brave Alte, der nichts versteht, bildet sich ein, daß er den Schutzmann 64 »mystisch« gekränkt habe. Er hat die beiden Wochen Haft abgesessen, er zieht wieder mit seinem Gemüse umher, wird als Bestrafter (seltsam) von den Käuferinnen gemieden, trinkt, was er zuvor nicht getan hat, möchte in seinem Jammer zurück ins Gefängnis und ruft in einer kalten Winternacht einem anderen Polizisten das Schmähwort, das er damals nicht gerufen hat, ins Gesicht. Doch dieser schilt ihn nur, voll geduldiger Verachtung. Mit hängenden Armen schwankt Crainquebille in die Finsternis hinein. Diese Soziologie der unteren Klasse ist intellektuell, nicht real, doch in der kleinen Geschichte ist Frances Liebe zu den Demütigen und Armen. »Putois« und »Riquet« sind Paralipomena zum Bergeret-Roman. Putois, der Gärtner, der nie gelebt hat, dessen Name von den Eltern Bergerets im Spaß erfunden worden ist, und der dann nach und nach eine richtige Person wird: ein fünfzigjähriger Mensch mit spitzem Kopf, niederer Stirn, gläsernen Augen, scheuem Blick, runzligen Schläfen, mit krummem Rücken und schmutziger Bluse, ein Land-

streicher und ein Dieb, der Verführer der Köchin, ein Satyr; und einmal wartet sogar in der Küche ein Arbeiter Putois, der rasch, ehe er ausgefragt werden kann, verschwindet. Putois ist die Illusion und der Glaube an ihn ein Kompendium alles Glaubens, den es gab und gibt, Putois ist die Lüge des Dichters, ist der die Völker unterjochende Mythos. In »Riquet« wird die Geschichte von Bergerets Hund ausgesponnen, den Pauline, die Tochter, beim Umzug in die Rue Vaugirard in den Koffer sperrt. Tierpsychologie als Menschenpsychologie, hier und in den »Pensées de Riquet«, die Vorbilder haben, wie etwa die Katzen-Aphorismen des Abbés Galiani, und die eine kleine Naturgeschichte des Gottesbegriffs sind. Bergeret ist Gott für diesen Hund, der zu seinen Füßen kriecht und ihm die Hände leckt, den Schrecklichen und Gnadenvollen anbetet, wenn er Speisen verschlingt oder aus einem Holzsplitter die Flamme lodern läßt; göttlich ist unter dem Kamin die warme Steinplatte, eine gütige und große Gottheit die Köchin Angélique. Sogar die Pantoffeln des Herrn sind verehrungswürdig für den Fetischismus der, wie die Menschenseele, egoistischen und frommen Hundeseele. Noch eine Tierfabel ist in dem Band, die »nützliche Erzählung« von den zwei redlichen Richtern auf dem Gemälde des Mabuse im Antwerpener Museum, die zusammen reiten und sich, theologisch der eine, rationa-

listisch der andere, über das Strafrecht unterhalten. Als sie vor dem Tribunal absteigen, setzen Blanchet und Roussin, ihre Pferde, die juristische Disputation fort. Das erste meint eudämonistisch, wenn einmal das Reich der Pferde auf Erden begründet sein werde, werde es für die Pferde ideal sein. Das zweite ist überzeugt, daß nur der Wille des himmlischen Pferdes die Norm der Gesetze sein wird. Zügel, Halfter, Sporen, Schläge und Verschneidung werden nicht abgeschafft werden; das ist die Ordnung nach des himmlischen Pferdes ewigem Beschluß. Der Rest ist ein Nachtrag zur »Histoire contemporaine«: die Militärsatire von den großen Manövern zu Montil, Jugenderinnerungen der Geschwister Lucien und Zoë Bergeret, endlich psychische Grenzfälle: die hellseherische Ahnung der Madame Buquet vom Selbstmord ihres Geliebten, die Hörigkeit von Paul Du Fau unter Madame Cère, die Morphinistin, Träume von Bergerets Freund Jean Marteau. Eine Justizsatire noch: Monsieur Thomas, der mitleidlose, engherzige Richter, für den ein Justizirrtum Unmöglichkeit ist; ein Besuch in einem Weibergefängnis und anderes. Zwischen »L'Anneau d'Améthyste« und »Mr. Bergeret à Paris« liegt der Band »Clio«, weltgeschichtliche Miniaturen aus zwei Jahrtausenden. Er hat nichts gemeinsam mit der Luft der »Affäre«. Lehrhafter ist France hier als im »Etui de Nacre« und dessen freierer Stoffwahl. Die erste Novelle

zeigt Homer, wie er blind oder mit vom Herdrauch getrübten Augen sehend, von Kyme nach Hissia wandert, das am Brunnen Wäsche spülende Mädchen Königstochter nennt wie Odysseus die Nausikaa, in der Halle des Meges zur Leier singt und beim Faustkampf der Rinderhirten von einem Feuerbrand an der Stirn verletzt wird. Das Haus und die ruchlosen Menschen verfluchend, hebt er sich von dannen, nicht mehr der Ochsenmark schlürfende Gebieter seiner alten Sklavin Melantho, sondern der unsterbliche, den Göttern nahe Homer. Komm, der Atrebat, ist in jeder Zeile Cäsars »Bellum Gallicum«. Der Dialog des in seiner eigenen Stadt verhaßten Florentiners Farinata degli Uberti und des Mönches Fra Ambrogio lehnt sich an Dante und Macchiavelli an. »Le roi boit«, französisches fünfzehntes Jahrhundert, aus den Tagen Alain Chartiers, ist es nicht doch Victor Hugo und »Notre Dame de Paris«? Die stärkste Novelle des Zyklus ist die letzte, ein neues Porträt des jungen Bonaparte, betitelt nach »La Muiron«, dem Schiff, auf dem er von Ägypten nach Fréjus fährt. Er durchwacht die Nächte an Deck, sein von Ruhmsucht geschwellter Fatalismus verteidigt das Übernatürliche gegen die Philosophie seiner Umgebung, in der jemand Berthollet heißt, mit einem Anklang an Berthelot, den großen Chemiker des modernen Frankreich.

Mit der »Histoire comique« von 1903 ist Anatole

France wieder der Ironiker. Er schreibt, nach Scarrons »Roman comique«, den Roman der Komödiantenseele, den Roman des Theaters; und diesmal ist er nicht Bourget, er hat wie je seine eigene Handschrift. Ins sechzigste Jahr geht er: Desillusion, langsame Gewöhnung an den Tod durchdringen, mit einer Erotik des Gehirns, das Werk, das von den Aussprüchen des Doktors Trublet die Grundnote hat. Den Typus der Schauspielerin von heute, in ihrem Metier und in ihrem Privatleben, will er hinstellen, und scharf, beunruhigend scharf erfaßt er ihn in dieser Félicie Nanteuil vom Pariser Odéon. Sie ist nüchtern, praktisch und hat doch kranke Nerven. Zuerst ist sie magenleidend und sieht in den Angstzuständen ihrer Schlaflosigkeit Katzen unter dem Tisch. Zuletzt wird sie gepackt von dem zerrüttenden Fieberwahn der Hélène Fellaire aus der »Jocaste«. Chevalier, ihr Kollege, der mittelmäßige und häßliche »cabot«, dessen Geliebte sie einmal gewesen ist, als er nach ihr hungernd um sie strich, den sie dann verachtete und demütigte, hat sich vor dem Haus an der Bannmeile erschossen, in dem sie mit Robert de Ligny war. Einen Moment, bevor er die Pistole losdrückte, hat er das heraustretende Paar verflucht und ihnen verboten, einander zu gehören. Sein blutübergossenes, grinsendes Antlitz sieht sie nun in jeder Liebesstunde. Sie weigert sich und hat ein Zerwürfnis mit Robert; dann ein Premièrenerfolg, sie

wird an die Comédie Française engagiert, und nochmals ist sie mit Robert zusammen. Aber von dem furchtbaren Wahn kann sie sich nicht mehr befreien. Ein Kapitel der »Histoire comique« führt in die Garderobe der Nanteuil, ein anderes auf eine Probe, mit Madame Doulce, der verblühten, alten »cabotine«, als tragisch-lächerlichem Schatten in der Loge der Schauspieler, oder Chevalier, der die Treulose belauert, irrt bis zur Morgenfrühe auf den Boulevards umher, dann das Eindringen der Gerichtskommission an der Stätte seines Selbstmords, oder die Zeremonien des Begräbnisses, oder die Nanteuil, vor de Ligny hüllenlos die Agnes in der »Ecole des femmes« einstudierend, mit den für die bekleideten Glieder gedachten Reverenzen der Rolle, »eine Allegorie der Unschuld im Geschmack des Allegrain oder des Clodion«: immer ist das kalt und sogar, wo France beim Körperlichen verweilt, ein wenig traurig. Sein Dolmetsch ist jener Theaterarzt Trublet, der »Freund der Schauspielerinnen«, der den Spitznamen Sokrates hat wegen seiner stumpfen Nase und seiner »subtilen Rede«, der untersetzte Epikuräer, der, im Viertel von Saint-Sulpice geboren, aus Kairo sich etwas Geld, ein Leberleiden und die Kenntnis der mannigfachen menschlichen Sitten mitgebracht hat. Er spricht über die Anatomie des Weibes, über seine Genußfreude, seine Eitelkeit, immer als ein Befürworter des »naturel«. Er hilft auf die

Bitten der Nanteuil dem Chevalier zu einer kirchlichen Bestattung, durch ein Attest, wonach dieser Selbstmörder pathologisch entartet gewesen sei. »Jeder von diesen Toten«, sagt er auf dem Friedhof Montparnasse zu Constantin Marc, dem Dramatiker, »hat zu seiner Zeit, auf seine Weise, in Liebe oder Haß, den Traum des Lebens geträumt. Auch wir wollen ihn träumen, wohlwollend und gern, wenn es sein kann, und nun wollen wir frühstücken.« Eßlustig wie der Abbé Coignard lobt er eine kleine Weinkneipe in der Rue Vavin, die ein einziges Tagesgericht hat, aber das wunderbar, das Schmorgericht von Castelmaudary, »das man nicht mit dem Schmorgericht à la mode von Carcassonne verwechseln darf, das nur Hammelkeule ist mit Bohnen.«

1906 »Sur la pierre blanche«, der Rückschritt zur Kulturphilosophie. Das Motto gibt ein Dialog des antiken Skeptikers Philopatris, entstanden wohl um 960 in Byzanz, unter dem Kaiser Nikephoros Phokas, doch lange dem Spötter Lukian zugeschrieben: »Du scheinst auf dem weißen Felsen geschlafen zu haben, unter dem Volk der Träume.« Es ist die weiße Klippe des Homer, die zwischen Tag und Nacht ragt, zwischen Licht und Finsternis, Leben und Tod. Götterdämmerung und Götteraufgang, Entstehung und Sterben der Religionen sind, wie in Renans Akropolis-Gebet, das Thema. Der Hintergrund ein anderes Trümmerfeld, das Forum Ro-

manum, die steinerne Stadt, an deren Pforte Giacomo Boni fünf befreundete Franzosen, darunter Nicole Langelier oder France, als seine Gäste willkommen heißt. Es wird zunächst über das alte Rom diskutiert, über die Gottheiten der Lateiner, über die blonden, arischen Vorväter der republikanischen Patrizier; Boni zeigt eine Tonurne und einen Sarg, groß wie eine Wiege. Dann liest Nicole Langelier die Novelle von Gallio vor, dem Bruder des Seneca, dem Prokonsul von Achaia. Er hat um 55 nach Christo in Korinth residiert. Er ist der Gallio der Apostelgeschichte, bei dem die Juden den Paulus anklagen, und der die hadernden Parteien mit Geringschätzung von seinem Tribunal fortschickt: »Ist hier eine Frage von der Lehre und von den Worten und von dem Gesetz unter euch, so sehet ihr selbst zu; ich gedenke darüber nicht Richter zu sein.« Mithin genau die Situation wie in Frances »Statthalter von Judäa«. Renan findet das Verhalten des Römers tadelnswert. »Wie sind die geistvollen Leute«, sagt er, »oft wenig scharfsinnig! Es hat sich später gezeigt, daß der Streit dieser verächtlichen Sektierer das wichtigste Ereignis des Jahrhunderts war.« France sammelt alle Helligkeit auf die Antike, deren Ideenwelt er in den Dialogen zwischen Gallio, dessen Bruder Annäus Mela, zwei vornehmen jungen Römern und dem griechischen Philosophen Apollodorus, auf einer weißen Marmorwand, unter Statuen einer Amazone,

eines Satyrs, einer Venus, eines flötenspielenden Fauns, mit kristallener Klarheit darlegt. In Nero begrüßen diese Römer die Hoffnung des Menschengeschlechts; Herkules ist für Gallio der kommende Gott, der den Blitzstrahl Jupiters erben wird. Ein Beamter der Basilika stört mit der Nachricht von dem jüdischen Synagogenzank. Gallio haßt diese Juden, so wie Pontius Pilatus sie haßte. Er weiß nichts Besonderes von den Anhängern dieses Chrestus oder Cherestus; es gebe so viele Sklaven des Namens Chrestus, meint Lucius Cassius, daß man sie nicht unterscheiden könne. Unwillig kehrt Gallio vom Tribunal zurück. Da war »ein sehr häßlicher, krummbeiniger und triefäugiger Jude« aus Tarsus, Paulus oder Saulus, wegen Gottlosigkeit angeklagt. Diese Juden schwatzten alle auf einmal, und in sehr verdorbenem Griechisch. Er hat sie stehen lassen, worauf sie weiterzankten und schrien. Für Gallio, bemerkt dann Langelier, sei Paulus gewesen, was für einen Zivilgouverneur von Algerien ein mohammedanischer Marabut sei oder für den General Desaix der Derwisch, den er nach der Schlacht bei den Pyramiden ins Hauptquartier holen ließ. Paulus habe die niedrigste Wundertätigkeit geübt und keine Kultur gehabt. Langelier hat unrecht. Die Diskussion geht nun auf die Theorien von der Möglichkeit einer endlosen Folge von Welten über. Damit verbindet sich, nach den politischen Gesprächen in der verräucher-

ten Stube des Wirtshauses, die Lektüre des Zukunftsmärchens von Hippolyte Dufresne. Die homerischen Tore von Horn und von Elfenbein öffnen das Traumreich. H. G. Wells, den Langelier genannt hat, leistet Patenschaft bei dem Bild dieser Zukunftsstadt, die nur noch Backsteinhäuschen hat mit Gärten, deren Bürger und Bürgerinnen geschlechtslos sind, über deren Plätzen wie Vögel und Fische zahllose Flugmaschinen brausen, deren Wirtschaftsform die von Phalansterien ist mit Arbeitskarten und Gutscheinen. Doch sind ihre Bewohner deshalb glücklich? »Den Menschen ist kein Glück ohne Anstrengung vergönnt,« sagt der Genosse Morin, »und jede Anstrengung bringt Ermüdung und Leiden mit sich. Wir haben das Leben allen erträglich gemacht. Das ist schon etwas.«

1908 wird France Geschichtsschreiber. Er verfaßt, dem Mittelalter sich abermals zuwendend, in zwei Bänden mit gelehrten, wissenschaftlichen Noten die »Vie de Jeanne d'Arc«. Seine Neigung für die Kriegerin aus Domrémy ist schon in den achtziger Jahren nachweisbar. Schon 1889 hat er im »Temps« das Buch eines Hauptmanns über die strategischen Eigenschaften der Befreierin von Orléans kritisiert und dazu bemerkt, daß seine Vorstellung von ihr nicht diese sei. »Ich müßte mehr als eine Linie der Statue ändern, die ich in meinem Geist nach und nach geschaffen habe.« Diese »Vie« ist

für ihn, was für Renan seine »Vie de Jésus«: nicht im Zierrat der Mirakel, sondern in all ihrer rührenden Menschlichkeit wird die ekstatische, von der Macht eines unbegriffenen Schicksals über sich hinausgedrängte Jungfrau sichtbar. In der Einleitung sagt France, wie sehr sie den von der Psychiatrie beobachteten Typus der krankhaften »illuminés« habe. Seine Jeanne d'Arc ist nicht die Jeanne d'Arc der Freidenker, die »bis zum Absurden die Verstandeskräfte dieses Kindes übertrieben, so sehr, daß sie ihm militärische Talente zubilligten und dem naiven Wunder des fünfzehnten Jahrhunderts ein Phänomen der Kriegsschule unterschoben«. Sie ist auch nicht die katholische Jeanne d'Arc, nicht die »romantische Druide«, nicht die von Saint-Cyr und für republikanische Begeisterung. Sie ist ein Geschöpf mit armen Sinnen, arm und ergreifend in ihrem opfersüchtigen Heroismus. »Sie zeigte den sanftesten und stolzesten Mut; sie war beherzter, sie harrte tapferer aus, sie war edler als die Männer, und deshalb verdiente sie, sie zu führen.« Nicht daß jemand sie einer Lüge zeihen könnte; aber es fragt sich, ob sie nicht von einem anderen Willen für ihre politische Mission benutzt wurde, von dem Willen der Kleriker von Poitiers. So weiß France sich gar nicht so fern der Anschauung Voltaires, nicht des Dichters der »Pucelle«, aber des Urhebers des »Dictionnaire philosophique«, »das in drei Seiten mehr solide Wahrheiten und große Gedanken

umschließt als gewisse dicke moderne Werke, in denen Voltaire im Jargon der Sakristei geschmäht wird.« Resigniert gibt France die Erkenntnis: »Die Gestalten der Poesie und der Historie leben im Denken der Völker nur unter der Bedingung fort, daß sie immerzu sich verwandeln.« Und ruhig, mit seiner leisen Ironie, nimmt er für seine Studien in Anspruch, daß er der Wahrheit ohne Weichlichkeit nachgeforscht und furchtlos sie ermittelt habe: »Selbst wenn sie ein sonderbares Gesicht bekam, habe ich mich von ihr nicht abgekehrt. Vielleicht wird man mir meine Kühnheit vorwerfen, bis man mir aus meiner Schüchternheit ein Verbrechen macht.« Im gleichen Jahre erscheint dann von ihm eine »Histoire des Gaules« oder eine »Histoire de France«. Aber sie ist satirisch travestiert unter dem Namen »L'Ile des Pingouins«. Diese »Pinguinen-Insel« hat eine Vorrede, in der sich France schon mit der böswilligen und trägen Kritik, die die »Jeanne d'Arc« fand, auseinandersetzt. »Schreiben wir denn Geschichte?« sagen hier die Fachpedanten. »Versuchen wir, einem Text, einem Dokument das kleinste Stückchen Leben oder Wahrheit abzugewinnen? Rein und einfach drucken wir die Texte ab. Wir halten uns an die Buchstaben. Der Buchstabe allein hat Wert und Bestimmtheit.« Und er persifliert sie in dem schnüffelnden Zettelhistoriker Fulgentius Tapir, dem bebrillten, glatzköpfigen Männchen, das zuletzt in

der Sintflut der herabpolternden Zettelmassen ertrinkt. Die Pinguine, die arktischen Flossentaucher, sind die Franzosen, ihre Nachbarn, die »marsouins« oder Meerschweinchen (die französischen Marine-Infanteristen heißen so), bald die Deutschen, bald die Engländer. Der heilige Maël hat, als er in einem Steintrog zu den Nordküsten des vereisten Ozeans gefahren war, in seiner Kurzsichtigkeit die am Strand gehäuften Pinguine, befangen in dem Irrtum, sie seien Menschen, getauft. Ein himmlisches Konzil wird wegen dieses ärgerlichen Vorkommnisses einberufen. Es bleibt dem Herrn nichts übrig, als den Pinguinen Menschenseelen und Menschenleiber zu schenken. Ihre Heimat wird die Bretagne. Und nun sind sie durch die Jahrhunderte hindurch Gallier: in der ersten rohen, von der Keule regulierten Ordnung des Eigentums, in dem zum Betrug des schlauen Kraken umgedeuteten Mythus des Drachen von Alka, in der Geschichte der pinguinischen Könige und Königinnen. Dann wird die Satire universeller, mit dichterischen Zwischenspielen; Frankreich ist nicht mehr ihr einziger Schauplatz. In der Vision des frommen Malers Margaritone, der schaudernd das Nahen einer irdischen, fleischlichen Kunst ahnt, siegt über die unerlöste Strenge der primitiven Schulen das Licht und die Fülle der Renaissance, in der Höllenfahrt Marbods die harmonische Antike des Virgil über die trotzige, gequälte Wildheit des

Dante, als des mittelalterlich-mönchischen Weltprinzips. Die rote Jule als Zeitgenossin der Revolution, Trinco, der Napoleon ist und der nach aller »Gloire« ein entvölkertes, verelendetes Pinguinien hinterläßt, die Reise des Doktors Obnubilis nach den Vereinigten Staaten — und man ist in der Geschichte des Generals Boulanger, des »Emirals Chatillon«, und weiter im »Fall der achtzigtausend Heubündel«, in der Affäre Pyrot oder Dreyfus. Zola ist Colomban, Verfasser von hundertundzwanzig Bänden pinguinischer Soziologie und einer der fleißigsten und geachtetsten Schriftsteller von Alka. Es fehlt in diesem witzigen Pasquill gegen Jesuiten, Generalstäbler, Aristokraten, Parlamentarier und Justiz auch nicht an einem Intellektuellen, der etwas von Anatole France hat; es ist der Dreyfusard Bidault-Coquille, der Sterngucker. Der Rest ist der Schlüsselroman von »Madame Cérès«, mit Kabinettsintrigen und dem »Sofa der Favoritin«, beträchtlich nur noch dadurch, daß aus den Strebereien und Börsengeschäften dieser republikanischen Politikerklasse über Nacht ein Marokkokrieg, ein Krieg mit dem »Kaiser des Nachbarreichs« entsteht: »Der Krieg wurde zum Weltkrieg und die ganze Welt von Blutströmen überflutet.« Der Epilog ist jene nihilistische Utopie der Gesellschaftszerstörung. Ihr Kopf, der Attentäter, von dessen Sprengmaschinen die Trustgebäude auffliegen, die Bahnhöfe, die Banken, alle Institute des Kapitalis-

mus, ist ein junger Beamter des Elektrizitätstrusts, der blonde, frauenhafte Georges Clair; bewundernd sinkt ihm die Telegraphistin Caroline Meslier in die Arme. Die Riesenstadt wird eine unbewohnte Wüstenei, bis der Gang der Zivilisation neuerdings anhebt.

1909 ein Novellenband oder ein Märchenband, »Les sept femmes de Barbe-Bleue et autres contes merveilleux«. Eine Sage der Chevalerie, eine Heiligenlegende, ein Perraultsches Märchen, ein Volksmärchen werden umgedeutet: Blaubart, der große Sankt Nikolaus, der (nach dem altfranzösischen Liede) die drei von dem ruchlosen Herbergswirt geschlachteten, zerstückelten und eingepökelten Knaben aus dem Faß holt und wieder ins Leben zaubert, während der Wirt in Angst entflieht, Dornröschen mit dem Hofstaat des schlafenden Schlosses und die Geschichte vom König, für den ein Glückshemd gesucht wird. Blaubart ist nicht der barbarische Wüterich, sondern der Edelmann Herr Bernard de Montragoux, von France in das siebzehnte Jahrhundert versetzt, kein Mörder, sondern ein Pechvogel, den seine Frauen narren oder mißhandeln. »Dieses Wagnis einer Rehabilitation«, sagt France dazu, »wird dem Schweigen und der Vergessenheit anheimfallen, ich weiß es wohl. Denn was kann die nackte und kalte Wahrheit gegen das gleißende Blendwerk der Lüge ausrichten?« So müssen auch die von dem heiligen Bischof von Myra wiedererweckten

Knaben sich ein anderes Horoskop stellen lassen. Sie verhöhnen ihren Erretter, sie vergelten ihm mit scheußlichstem Undank. Maxime schändet des Bischofs Nichte Miranda, der wucherische Robin raubt ihre Habe, Sulpice, der Irrlehrer wird, bringt sie dazu, sich ohne Kleider im Kot zu wälzen. Der Papst belegt den heiligen Nikolaus mit dem Bann. Auf seiner Wanderschaft trifft dieser den Herbergswirt als büßenden Eremiten wieder; sie werden nebeneinander wohnen. In der Geschichte vom Glückshemd, das die Höflinge Christophs des Fünften endlich bei Mousque, einem jungen Waldmenschen, ergattern zu können glauben (aber er hat gar kein Hemd an), ist der Volksmann Jeronimo ein Porträt von Jaurès.

1912 der Roman »Les Dieux ont soif«, den Lemerre minder blutig »Une idylle sous la terreur« nennen wollte, eine Wiederaufnahme des Revolutionsstoffs aus »L'Etui de Nacre«, doch pessimistischer als ehemals. Die Revolution ist nun eine Orgie kalter, schwärmender Vernunft-Grausamkeit. Rousseau steht hinter ihr, von dem Brotteaux des Ilettes sagt, daß er zwar einige Talente, namentlich in der Musik, gehabt habe, doch ein Hanswurst gewesen sei, der seine Moral angeblich aus der Natur, in Wahrheit aus dem Calvinismus herleitete. Und ihr Führer ist Maximilien Robespierre, der des öfteren durch die Szenen des Romans geht. Pockennarbig, spitznasig,

mit scharfem Kinn, mit gepudertem Haar, blauem Rock und den abgezirkelten Bewegungen eines Tanzlehrers, steigt er im Jakobinerklub auf die Tribüne: »In den himmlischen Sphären der Philosophie schwebend, schleuderte er seine Blitze gegen die am Boden kriechenden Verräter.« Oder er predigt in den Tuilerien, Ähren, Kornblumen und Mohn in der Hand, ein Priester des höchsten Wesens; oder er spaziert im Garten Marbeuf, schon »blaß und abgemagert, mit harten Zügen, das Gesicht von schmerzlichen Falten durchfurcht.« Sein Sturz zieht den seines gläubigen Jüngers nach sich, des Malers Evariste Gamelin, eines verpfuschten Halbkönners aus der Schule Davids, der Mitglied des Revolutionstribunals geworden ist und in der Starrheit seines wahnwitzigen Idealismus über ein Leben nach dem anderen den Stab bricht. Er ist wie diese Geschworenen alle: »Sie waren grausam aus Tugend oder Angst, bildeten alle nur ein einziges Wesen mit einem dumpfen, gereizten Kopfe, eine einzige Seele, ein mystisches Untier, das infolge seiner natürlichen Anlage zahllosen Tod gebar.« Er ist ein Unseliger, dieser Evariste Gamelin, der die tragischen Mienen des Orest auf seinem unvollendeten Gemälde hat. Er ächtet in erbarmungsloser Keuschheit seine Schwester, die Geliebte des königlichen Offiziers, der, in den Kerker eingeliefert, den Aristokratentod stirbt, und er wird doch selbst der Geliebte der hei-

ßen Elodie Blaise, um dann bald, nachdem er zum Schafott gefahren worden ist, durch sie vergessen zu werden. Lächelnd frohlockt er im Tuilerienpark, nach dem Sieg bei Fleurus, indes die Henkerkarren mit mehr als fünfzig Insassen dem Revolutionsplatz entgegenrollen. Vier Personen sind unter ihnen, von ihm verurteilt, deren Schicksal neben dem seinen die Handlung des Romans ist. Brotteaux des Ilettes zumal, der im alten Regime ein reicher Steuerpächter war und zuletzt durch das Anfertigen von Hampelmännern für die Spielwarenhändler sein Leben gefristet hat. Dieser Philosoph, dem aus der offenen Tasche seines flohbraunen Rockes ein zerstoßener Lucrez hängt, wie dem Abbé Coignard sein Boëtius, wird dadurch mißliebig, daß jemand vom Sicherheitsausschuß seine Harlekins und Bramarbasse für Karikaturen von Saint-Just und Robespierre erklärt. Vor das Revolutionstribunal muß er deshalb, weil die galante Frau von Rochemaure, seine Freundin von einst, in einem Brief an die Verschwörer in London ihn genannt hat. Sie steht auf einem der Karren, dann der fromme Barnabitermönch Pater Longuemare, der in Brotteaux' Dachstube wohnte, und die kleine Dirne Athénaïs, das sechzehnjährige, zarte Kind, das er zu sich flüchten ließ, und das dem gaffenden Pöbel entgegenschreit: »Es lebe der König!« »Meine Tochter,« so hat der Pater sie mit Francescher Duldsamkeit absolviert, »du bist in große Verirrungen hinabgesun-

ken. Dennoch möchte ich dem Herrn ein so schlichtes Herz darbringen können wie du.« Nachher, als der Moloch gesättigt ist, wird die blutige Stadt im Taumel des schalen Vergnügens die Stadt von vordem. Auch das gehört zu der pessimistischen Tendenz des Buches, das in den politischen und wirtschaftlichen Daten über die Schreckensjahre die Lektüre der Urkunden bezeugt.

Der Abschluß ist die »Révolte des Anges« von 1913, die wieder ganz voltairisch ist. In einem modernen Paris und hoch oben im Äther spielt sie. Aus einem Skandal in einer Bibliothek mit viel theologischer Literatur, bei Herrn Bussart d'Esparvieu, einem gesinnungsvollen Katholiken, entwickelt sich die seltsame Fabel. Nacht für Nacht werden, zur Verzweiflung des Bibliothekars Sariette, die Kostbarkeiten der Bibliothek geplündert. Sie finden sich wirr in einem Pavillon. Umsonst, daß die Kriminalpolizei geholt wird. Bis sich der Schleier des Rätsels hebt, und zwar inmitten einer dafür nicht bestimmten Zusammenkunft zwischen Maurice, dem verbummelten Familiensohn, und Madame Gilbert des Aubel, seiner Geliebten. Maurices Schutzengel ist der Täter, der Büchermarder. Vom Geist der Religionskritik angeweht, hat er in der Bibliothek zu lesen begonnen. Jetzt ist er korrumpiert, entschlossen zum Kampf gegen Jehova oder Jaldabaoth. Er hieß als Engel Abdiel; als Mensch von Fleisch und Blut wird er Arcade heißen. Er

gibt seinen Posten als Schützer des jungen d'Esparvieu auf, er verschwindet in den ihm von Maurice bei einem Trödler gekauften alten Kleidern, er sucht die Gesellschaft anderer sündiger Engel, des Mirar, der als Musiker Théophile Belais mit der Chantantsängerin Bouchotte lebt, des Ithuriel, der Zita geworden ist, eine russische Nihilistin, des Cherubs Istar, auf Erden Chemiker und Anarchist, er tritt in eine Buchdruckerei ein, schreibt und wirbt für die revolutionäre Sache. Aber auch der Baron Max Everdingen ist ein gefallener Engel, der Börsianer, an den sich Arcade und Istar wenden, Kapital für die Herstellung von Bomben zu gewinnen; unter dem Namen Sophar war dieser Geldsackbaron Jaldabaoths Schatzwächter. Er weigert sich, die Revolution in Frankreich zu finanzieren, denn als Plutokrat ist er für die jetzige Staatsform. Aber er zeichnet einen Scheck zur Rüstung des Angriffs gegen das himmlische Jerusalem. Kurz sei gesagt, daß dann Maurice der Liebhaber der Bouchotte ist, daß er auf Wechsel den Namen seines Vaters schreibt, daß es deshalb zu Peinlichkeiten kommt, daß Arcade, den Maurice vor der Polizei versteckt, und der sich völlig zum Menschen transformiert hat, von Maurice mit Gilberte ertappt wird, daß der Schutzengel den Familiensohn im Degenduell verwundet, daß der Cherub Istar eine Bombe schmeißt, daß Bouchotte und Maurice arretiert und freigelassen wer-

den, daß Sariette, nachdem er den alten Maler und Bilderfälscher Guinardon im Kampf um einen gestohlenen Lucrez erwürgt hat, ganz überschnappt. Nun ist es so weit: die gefallenen Engel verlassen zur Schlacht gegen Jaldabaoth die Erde. Satan, ihr melancholischer Fürst, soll ihnen zum Siege vorangehen. Aber Satan träumt: Jaldabaoth wird unterliegen. Doch dann ist Jaldabaoth in der Gehenna der Satan, und er selbst wird der um seine Herrschaft zitternde König der Himmel sein. In eisigem Schweiß erwacht er. Er will die Tyrannis nicht. »In uns,« spricht er, der eins ist mit dem hellenischen Dionysos, »in uns müssen wir den Jaldabaoth zerstören.«

Das ist das »Paradise lost« des ermattenden France, ein Wort der Abstraktion, nicht mehr der künstlerischen Gestaltung. Und dennoch ist es diese Satire seiner spätesten Zeit, durch die, alle feine geistig-sinnliche Schönheit seiner Werke noch einmal zusammenfassend, jene Flötenmelodie des Nektarios klingt: »Die Nachtigall und die Musen sangen aus seinem Lied, Natur und Menschheit, Liebe und Furcht waren darin, Zank und triumphierendes Gelächter, die Klarheit der Erkenntnis und das Pfeilgeprassel des Witzes, der als goldener Regen die Ungeheuer der Dummheit und des Hasses trifft. Die Flöte sang von Wonne und Schmerz, die über die Erde ihr Zwillingshaupt niederbeugen, und von dem Begehren, das Welten erschafft.«

ANATOLE FRANCE

GESAMMELTE ROMANE UND NOVELLEN

Jeder Band ist geheftet und gebunden einzeln käuflich

Die Romane

I. Thais
II. Die Bratküche zur Königin Pedauque
III. Die rote Lilie
IV. Die Ulme am Wall
V. Die Probierpuppe
VI. Der Amethystring
VII. Prof. Bergeret in Paris
VIII. Komödiantengeschichte
IX. Auf dem weißen Felsen
X. Die Insel der Pinguine
XI. Die Götter dürsten
XII. Der Aufruhr der Engel

Die Novellen

I. Jocaste. Der dürre Kater
II. Balthasar
III. Clio
IV. Die Perlmutterdose
V. Der Brunnen von Santa Clara
VI. Blaubarts sieben Frauen
VII. Die Erzählungen des Jacques Tournebroche

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

ANATOLE FRANCE

EINE WELTGESCHICHTE

Deutsch von Rudolf Leonhard

Umschlagzeichnung und sieben Federzeichnungen von R. v. Hoerschelmann

---

»Vor uns liegt eine ganze geistige Geschichte der Menschheit. Freilich unter Umwertung aller Werte! Äußerste Respektlosigkeit führt das Wort, sehr viel Witz herrscht, noch mehr Geist; nur bringt der Meister weder dem Witz geistige Opfer, noch läßt er den Geist um seiner selbst willen spielen. Strenge Folgerichtigkeit verbirgt sich hinter lachender Unbesorgtheit; aber das alles ist nicht Gotteslästerung, weit eher Gottesverehrung: Gott ist ja Geist, er schaut auf die Gesinnung.«

(Aus der Einleitung von Dr. Karl Nötzel)

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

GUY DE MAUPASSANT

GESAMMELTE NOVELLEN

Jeder Band ist geheftet und
gebunden einzeln käuflich

I. Das große Paris
II. Das kleine Paris
III. Französische Kleinstädter
IV. Rings um Paris
V. Tolle Geschichten
VI. Französische Bauern
VII. Maupassants Reisen

Die Bände erscheinen in rascher Folge

Der Verlag hat den Hauptteil der Novellen gesammelt, zum größten Teil neu übersetzen lassen und legt sie nun in einer Ausgabe vor, die endlich dem entspricht, was Maupassant als Dichter bedeutet: ein Klassiker der Novelle der Weltliteratur.

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

MATTEO BANDELLO

NOVELLEN

übersetzt, herausgegeben und eingeleitet von

Otto M. Mittler

Federzeichnungen von A. Braunschweig

brosch. M. 12.—, geb. M. 16.—, Halbperg. M. 35.—

»Es war ein verdienstliches Unternehmen, wenigstens einen Teil der Novellensammlung des Matteo Bandello, der Boccaccios berühmtester Nachfolger und der glänzendste Erzähler der italienischen Hochrenaissance war, dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Die hübschesten und bezeichnendsten Stücke sind vom Herausgeber ausgewählt und vortrefflich übertragen worden. Meister Bandello liest sich auch heute noch leicht und ergötzlich. Die Illustrationen fügen sich dem Text launig ein.« (Münch. Neueste Nachr.)

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

YC146663